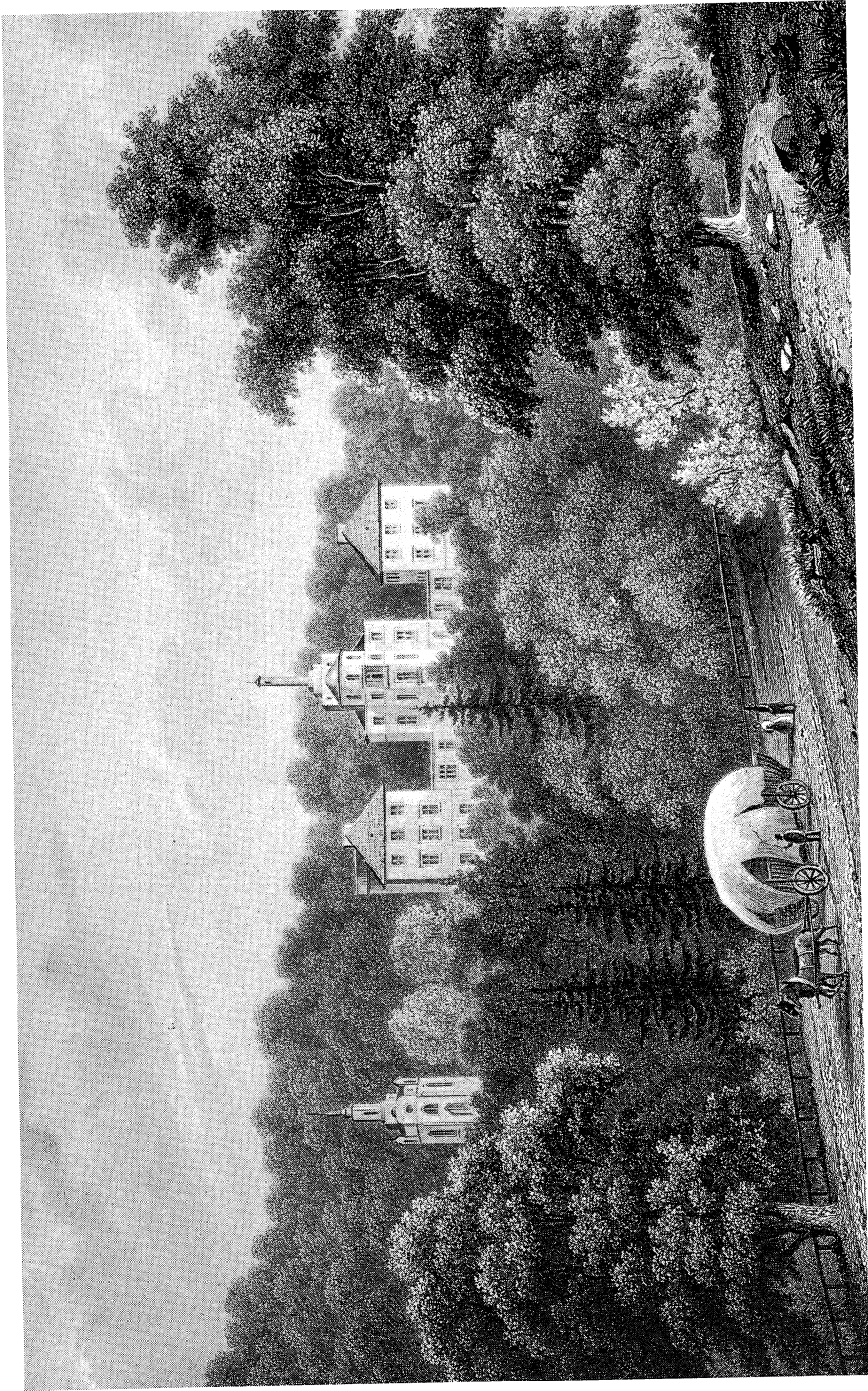


INHALT

Burg Schlitz / <i>Annalise Wagner</i>	7
Correspondenz-Nachrichten aus der „Neustrelitzer Zeitung“ Nr. 16 von Mittwoch, 7. Februar 1866	46
Bibliothek, Archiv und Museum in Neustrelitz 1796–1950 Teil III / <i>Horst Börjesson</i>	47
Mecklenburg–Strelitzische Anzeigen aus der „Neustrelitzer Zeitung“ Nr. 16 von Mittwoch, 7. Februar 1866	70
Motive und Gestaltung der christlich-sozialen Bewegung / <i>Hans Schlie</i>	71
Rückblick auf das Landestheater / <i>Max Krickow</i>	91
Zwei Mirower Originale / <i>Kurt Frese</i>	93
Bücher und Buchbesprechungen	95



Burg Schlitz nach J. Gottheil 1860

Carolinum

Historisch-literarische Zeitschrift



48. Jg. – Nr. 91

Göttingen

Sommer 1984

Alle Rechte vorbehalten

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten
Einzelheft 15,- DM

Herausgegeben von der Altschülerschaft des ehemaligen Carolinum Neustrelitz

Schriftleitung:

für den Hauptteil Architekt Regierungsbaumeister a. D. Roderich Schröder
3109 Wietze / Wieckenberg, Stechinellstraße 11
Ruf 0 51 46 / 84 74

für die Vermischten Beiträge Ingenieur Michel Wolfgang Ludwig
2407 Bad Schwartau, Lindenstraße 64c
Ruf 04 51 / 2 58 40

Gesamtherstellung: Göttinger Tageblatt GmbH & Co – Druckhaus Göttingen

Burg Schlitz

in der „Mecklenburgischen Schweiz“, im Kreise Teterow / Bezirk Neubrandenburg – mit dem Park und den Denkmalen, sowie einer Biographie des Grafen Hans von Schlitz, vormals Labes.

Nur die Heimat gibt Dir Wurzelkraft
zum Wachsen und Werden in der Arbeit für sie.

A. Wagner

Geographische und geologische Situation

Wer ein Beispiel der Formung des diluvialen Inlandeises, das die Grundmoräne in Mecklenburg hinterließ, sehen will, der kann es im Bereich der sogenannten Mecklenburgischen Schweiz finden, deren Mittelpunkt die Stadt Teterow ist. Dort begegnen wir Bodenreliefs, wie sie die lange Vereisung hinterließ: Wallbergzügen, Kuppen, Buckelbergen, Steilhängen, Hohlformen. Alle diese Bodenformen zeigen eine abwechslungsreiche landschaftliche Schönheit, sodaß man von einer Sonderlandschaft im Teterower Grundmoränengebiet sprechen kann. Darum ist dieses Gebiet, „Malchiner Becken“ genannt, auch zum Landschaftsschutzgebiet erklärt worden. Seine höchste Erhebung ist der Rötelberg. Von ihm aus überblickt man die herrliche Landschaft am besten.

Die geographischen Grenzen der Mecklenburgischen Schweiz sind im Norden ein glazialer Wallbergzug, im Osten das malerische Tal der Ostpeene, im Südwesten die nördliche Hauptendmoräne.

Dieses Hügelland entstand durch eine Stauchmoräne, die bis zu 120 m Höhe am Ende der Eiszeit vor etwa 20 000 Jahren vom skandinavischen Raum nach Mecklenburg vordrang. Der Boden in diesem Landschaftsgebiet ist sehr fruchtbar und hat daher einen großen Siedlungsbereich im Kreis von 500 Quadratkilometern erfahren. Ca. 200 Dörfer – Güter und Siedlungen konnte man vor 60 Jahren feststellen.

Die malerische Gestaltung der Landschaft mit ihrer unterschiedlichen Pflanzendecke, die einzelnen Waldparzellen auf und an den Steilhängen und Terrassen, die drei bedeutenden Seen: Teterower, Kummerower und Malchiner See und das Ostpeenetal sind für jeden Naturfreund, Garten- und Landschaftsgestalter äußerst interessant, wie sie auch für die Naherholung aller Werktätigen von großem Wert sind.

Der Kunsthistoriker Friedrich Schlie nannte die Landschaft um Burg Schlitz ein Paradies: groß, weit und vollendet schön in den Formen der Hügel, Täler, Wälder und Felder, Baumgruppen und Gartenanlagen, der Berge und schönen Dörfer, in deren Mitte wie eine große blaue Perle der Malchiner See liegt.

Hans von Labes bekannte sich zur Heimat als er Graf von Schlitz in der Mecklenburgischen Schweiz wurde und seinen Herzenstraum als Dichter in Stein und Landschaft in der Zeit von 1791 bis 1832 schöpferisch gestaltete.

Die Persönlichkeit und das Leben Hans v. Labes, des Erbauers von Burg Schlitz

Bevor wir von seiner zweiten – neuen Heimat berichten, will ich über die Herkunft und den beruflichen Weg des Hans von Labes Auskunft geben. Zunächst über seine Mutter, Eliesabeth geb. Daum. Ihr Vater war ein bekannter Bankier und Unternehmer in Potsdam. Er wurde von seinem König Friedrich Wilhelm I. von Preußen sehr geschätzt und gehörte wahrscheinlich auch zu dessen bekanntem Tabakskollegium. Daum war nach den Überliefer-

rungen der größte Sammler von Rembrandt-Stichen in Europa, für die ihm europäische Fürsten Millionen boten. Weil er sich nicht von seinen Schätzen trennen konnte, verkaufte er sie nicht, und so wurden sie nach seinem Tod für wenig Geld weggegeben. Seine Tochter war z. Z. noch ein kleines Kind und einen Vormund, der gegen den Verkauf hätte einschreiten können, gab es nicht. Diese Elisabeth Daum, (1730 bis 1810) heiratete in erster Ehe den Hofkämmerer Michael Georg Fredersdorff, den Vertrauten Friedrich II., der vom König für seine Dienste das Gut Zernikow (zwischen Rheinsberg und Dannenwalde gelegen) erhielt. Die Ehe wurde 1750 geschlossen, Fredersdorff starb nach 8jähriger Ehe 1758, und Elisabeth erbte Zernikow. Sie heiratete in zweiter Ehe 1760 den preußischen Legationssekretär Hans Labes (1763 geadelt). Aus dieser zweiten Ehe stammten zwei Kinder, ein Sohn Hans von Labes (1763 bis 1832), der später adoptierte Graf Hans von Schlitz, und eine Tochter Amalie Caroline von Labes (1761 bis 1781). Diese Schwester Amalie ehelichte den Kammerherrn Erdmann von Arnim (1741 bis 1804). Sie gebar zwei Söhne. Bei der Geburt des zweiten Sohnes Achim von Arnim starb sie. Er war der spätere Dichter (1781–1831) und Gatte von Bettine Brentano (1785–1859).

Großvater Hans von Labes gest. 1776, war ein Original, und ein Abenteurer, wie es solche im 18. Jahrhundert viele gab.

Er stammte aus Pommern und war aus seinem Elternhaus entlaufen – bis nach Hannover, um dort seinen Schulbesuch fortzusetzen und sich dann dem Universitätsstudium zuzuwenden und die diplomatische Laufbahn einzuschlagen – zugleich machte er sich bei König Friedrich II. als „Kundschafter“ mit wichtigen Nachrichten während des Siebenjährigen Krieges verdient, fiel aber nach längerer Zeit durch Mutwillen und Eigensinn beim König in Ungnade. Jedoch das störte ihn nicht sehr, er zog sich auf das Gut seiner Frau nach Zernickow zurück, um dort einen feuchtföhlichen Lebensabend zu genießen – während seine Frau Elisabeth sich in Berlin eine große Wohnung mit kostbaren Sammlungen einrichtete, ihre zwei Enkelsöhne erzog, und auf das Gymnasium schickte. Sie führte einen Salon mit interessanten Persönlichkeiten, da sie eine geistreiche und sehr gebildete Frau war. Das väterliche Erbe und Interesse für Kunst und Weltoffenheit mag sie dazu veranlaßt haben, sich lieber in Berlin niederzulassen, als die Langeweile in Zernickow zu ertragen. In Zernickow hielt nun der ehemalige Diplomat Labes mit seinen Gutsnachbarn und anderen Gästen besondere Trinkgelage. Er hatte in große Fässer ein Gemisch von allen möglichen Weinsorten gegossen, die er als „Mick-Mack-Hick-Hack“ seinen trinkfesten Gästen mit herrlichem Zubehör servierte, wie Austern, Geflügel, Edelfisch und besten Delikatessen. Um diese Delikatessen seinen Gästen bieten zu können, mußte sein Diener oder Koch sich in die Großstadt zum Einkauf begeben. Es kann auch sein, daß es Zollbediente waren, die er zum Einkauf sandte, da Dannenwalde – Zernickow an der Ländergrenze Preußen-Mecklenburg lag.

Seine Gäste waren verpflichtet, wenn sie die Einladung annahmen, stets ein gutes Buch dem Gastgeber zu überreichen. Auf diese Weise baute er sich eine stattliche Bibliothek, sicher von universalem Inhalt im Laufe der Zeit auf.

Da Labes die Lateinischen Schriftsteller über alles verehrte, hatte er sich das Gewand eines römischen Imperators schneidern lassen. In dieser Tracht ließ er sich porträtieren.

Wenn es nun an die Abendtafel ging, die an einem langen großen Tisch stattfand, so saß der alte Labes mit seinen vornehmen Gästen an dem oberen Teil der Tafel, und am unteren Ende saßen die Akzisebedienten, die meistens die Delikatessen vom Zoll erst mal kurz „probieren“ durften, obwohl sie zur Tafel geladen waren. Oben wurden nun die kulinarischen Gerichte gereicht – unten Kartoffeln und saures Bier. Der Gastgeber entschuldigte sich mit der Begründung, daß die Gerichte für die Zollbedienten noch nicht verakzisiert seien. Solche Pädagogik leistete sich der Abenteurer und einstige Kundschafter des Königs Friedrich II.

Nun kommen wir zu seinem Nachkommen Hans von Labes, dem Erbauer von Burg Schlitz. Auch er schlug die Laufbahn der Diplomatie ein, seine Kindheit und Jugend verlebte er bei seiner Mutter Eliesabeth in Berlin, wo er das Joachimsthaler Gymnasium besuchte. Später ging er zum Studium nach Halle und Göttingen, um sich als Berufsdiplomata auszubilden. In seiner Eigenschaft als Legationsrat begegnete er in der Reichstagsstadt Regensburg einem Kollegen, dem Geh. Legationsrat, preußischen Etatminister und Gesandten und Reichstagsabgeordneten Graf I. E. von Schlitz-Görz, einem schon weit älteren Herrn. Es kam zu einem gesellschaftlichen Verkehr zwischen beiden, zur Freundschaft und gemeinsamen Reise durch die Schweiz. Auf dieser Reise lernten sich die beiden Kollegen näher kennen. In Regensburg war Hans von Labes auch oft als Gast im Hause seines Kollegen, und er lernte dessen drei Töchter und Gattin kennen und verehren. Graf von Schlitz-Görz wünschte sich für seine Tochter Luise den jungen Kollegen Hans von Labes als Schwiegersohn, der Luise näher kennen und lieben gelernt hatte. Luise war nicht abgeneigt, mit Hans von Labes den Lebensweg zu gehen.

Sein reiches Erbe verhalf ihm seinen Beruf als Diplomat aufzugeben, seinem Traum und Herzenswunsch zu folgen und sich einen Wohnsitz zu schaffen. Als sein Kollege Graf Schlitz-Görz erfuhr, daß er nicht abgeneigt war, Luise zu heiraten, entschloß er sich Hans von Labes zu adoptieren und an Sohnes statt in seine Familie aufzunehmen. Es dauerte noch einige Zeit bis alle Formalitäten beendet waren und Hans von Labes nun Graf Hans von Schlitz wurde. Kaum vierundzwanzigjährig hatte er mit dem Reichsgrafen die herrliche Reise in die Alpen gemacht und die „Welt als eine Gottesheimat“ von seinem väterlichen Freund zu betrachten gelernt. Wegen eines Augenleidens in Bad Pyrmont zur Kur, wanderte er mit den Töchtern durch den Teutoburger Wald und verlobte sich mit der guten, geliebten Luise. Ihm wurde jetzt ein Gesandtschaftsposten in München angeboten. Das hätte vielleicht seinem Geschmack entsprochen, Vermittler zwischen Bayern und Preußen zu sein. Er folgte aber der Stimme des Herzens: „Ernst, Ordnung, Einfachheit, Anspruchslosigkeit waren Eigenschaften, die er sich zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht hatte. Freund meiner Freuden will ich sein, den Unglücklichen eine Stütze. Ich will wirken, was mir gegeben, werden was ich bin.“ Das freundliche Angebot des Ministers Herzberg von München wurde abgelehnt. Am 26. 4. 1790 verließ er Regensburg. Er besuchte noch einmal seine Lehrer in Halle und Göttingen und offenbarte bei dem verehrten Lehrer Eberhardt seinen Zweifel wie er sich entscheiden solle, da er die Mittelmäßigkeit in Regensburg nicht ertragen könne. Eberhardt legte ihm die Landwirtschaft nahe. Im Juli traf er sich mit der Familie von Graf Schlitz-Görz zur Kaiserkrönung in Frankfurt/Main, den Herbst verbrachte er bei seiner Schwester von Arnim, den Winter in Potsdam/Berlin. 1791 reiste er nach Spantikow bei Greifswald zur Feldbestellung.

Dort lebte und wirtschaftete ein Freund seines Vaters, der Amtsrat Wesenberg. Hans von Schlitz war dort jetzt Eleve und sein Handwerkszeug war in seiner „Stromtid“ Pflug, Egge, Walze und Spaten.

Der Amtsrat Wesenberg schrieb einen bekannten Güterdirektor an, wegen eines Gutskaufes für Graf Schlitz. Reichliche Angebote liefen ein. Das Angebot eines Herrn von Müller aus Karstorf war verlockend für die romantische Natur des Grafen. Der Güterdirektor fuhr mit ihm nun über Dargun – Teterow nach Karstorf zur Besichtigung. Ein längeres Gespräch im Teterower Gasthof mit dem Bürgermeister und maßgebenden Bürgern der Stadt folgte. Dort erfuhr er von dem völlig heruntergewirtschafteten Karstorf, wo kaum noch Vieh und sehr schlechte Gebäude vorhanden waren. Aber sie fuhren nun doch nach Karstorf. Vier waldreiche Höhen, uralte Eichen am Rande des Gutsarkes, der sich auf die Berge und nach Südosten über die Landstraße nach Ziddorf hinzog. Besitzer von Müller war ein baumlanger Kerl mit wuchtigen Armen und einem mächtigen Knüppel in der rechten Hand. Sie gingen ins Haus, ein gutes Frühstück wurde eingenommen, ein Gang durchs Haus, im Saal fiel ein Wappen des aus Friedland eingewanderten Geschlechtes von der Osten auf, die das Gut viele 100 Jahre in Besitz hatten. Herr von Müller stellte sie als

Taugenichtse hin, den Dietrich und vor allem den Urahn Hennig von der Osten über den noch viele Sagen umliefen. War es merkwürdig oder Zufall? Ein Hauptmann von der Osten war einer der besten Freunde von Graf Schlitz in Regensburg gewesen. Dann im Keller – der „Karstorfer Hölle“ – Foltergeräte und Weinvorräte, Ratten, Mäuse, nur mit Leitern nach unten zu erreichen. Um das Haus ein tiefer Burggraben, verfallene Hütten der Leibbeigenen, alles morsch und veraltet, erschreckende Armut, kaum noch Vieh. Der Burggraben endete in einem Teich bis zur Eichenwiese. Vom Park aus ein Weg auf den Buchenberg, der höher als die Baumriesen war.

Dann gingen sie nach einem Tal. „Dort unten standen einige Hütten im Grund, da befanden sich die Schmelzöfen und Hütten der Glasarbeiter, die den Wald dort vernichten,“ sagte Herr von Müller, „als ich herkam war der Wald noch viermal größer.“

Dann ging's zum Rötelberg. „Es ist der Totenweg, wir gehen ihn nicht gern, es war ein heidnischer Opferplatz.“ Überall gab es wunderbare Fernsichten, die Graf Hans sehr beeindruckten. Das Tal der oberen Peene war von herrlichen Bergwäldern eingerahmt. Dann wurden die Felder besichtigt. Am 16. Juni 1791 verließ Herr von Müller Karstorf und am Abend dieses Tages saß Graf Hans zum ersten Mal unter eigenem Dach, am eigenen Tisch. „So habe ich hier die Möglichkeit veredelnd einzugreifen: die Menschen und deren Wohl zu fördern, die Äcker und Forsten zu bessern und holländische Nettigkeit an die Stelle des vaterländischen Schmutzes zu setzen, aus Wohltaten Glück und Kraft fließen zu lassen und mich selber durch die Förderung anderer zu fördern! Meine Selbstsucht wandert Wege des Herzens, dieses zu bilden, es wird zu einem weitwirkenden Beispiel.“

Graf Hans war von der Großartigkeit der bergigen Landschaft hoch über dem Malchiner Seebecken und der Bergterrasse mit dem Buchenwald von 6½ ha so begeistert, daß er beschloß, hier auf der hohen gebirgsähnlichen natürlichen Terrasse sich ein Haus zu bauen. Hier fand er ein Betätigungsfeld, das seiner Veranlagung entsprach: „innigste Verschmelzung menschlicher Persönlichkeitsschöpfungen mit der freiwaltenden Natur.“

Seit dem Jahr 1791 bewirtschaftete nun Hans von Labes das am Fuße genannter Bergterrasse, 3 km südlich von Hohen Demzin, gelegene alte Gut Karstorf. Hier lernte und wirtschaftete der junge Graf 15 Jahre mit höchster Intensität. Das heruntergewirtschaftete Gut erforderte größte Anstrengung. Die Unterkünfte der Mitarbeiter waren erschütternd schlecht. Acker und Vieh bedurften nicht nur der Verbesserung, auch der Vermehrung und Pflege. Er selbst baute sich vorerst im Schafstall ein Notquartier für einige Jahre. Er bestellte Maurer und Zimmerer, die nun das einzige Gebäude, das noch nutzbar war, den Schafstall, provisorisch zu einer Bleibe für mehr als 10 Jahre umgestalteten. In Kürze wurden menschenwürdige Häuser für die Mitarbeiter gebaut. Dann kamen Äcker, Wiesen, Gärten und Wirtschaftsgebäude an die Reihe. Zwischendurch machte er kurze Besuche bei den Nachbarn: Joachim von Bülow auf Klaber, Erblandmarschall von Maltzahn auf Vollratsruhe, von Moltke auf Schorssow und schließlich auch beim Bürgermeister Danneel in Teterow.

Vorrangig war aber auch ein stabiles Viehhaus zu bauen, denn ohne Vieh gab es keinen Dung für Acker und Garten.

Zur Geschichte der alten Wasserburg Karstorf, die aus dem Mittelalter 1427–1788 stammte und Jahrhunderte hindurch vom Rittergeschlecht von der Osten bewirtschaftet wurde will ich kurz berichten. Ende des 18. Jahrhunderts löste Friedrich von Müller die Ritter von der Osten ab. 1791 wurde die alte Burg, die ein französischer Architekt gebaut haben soll, durch Brand vernichtet. Das Inventarwerk Meckl. Schwerin der Kunst- und Geschichtsdenkmale Bd. V. 1902 zeigt ein holzgeschnitztes Wappen des Heinrich Adam von der Osten in der Kirche zu Hohen Demzin mit kriegerischen Emblemen und dem Text, daß der kurfürstliche brandenburgische Generalquartiermeister H. A. v. d. Osten, grundbesessen auf Schildberg, Karstorf, Wildberg, am 28. Sept. 1626 zu Schildberg geboren und am 2. Aug. 1687 zu Karstorf gestorben sei. Außerdem befindet sich unter dem Chor die von

Bassewitz-Schlitzsche Gruft (1871). Im herrschaftlichen Stuhl ist das von Staussche Wappen und ein geschnitztes neues Bassewitz-Malzanisches Allianzwapen. An der Wange neugotische Schnitzerei mit dem Bassewitz-Bülowschen Allianzwapen.

Zusätzlich erwarb Graf Hans von Schlitz später noch Thürkow und Hohen Demzin, Besitzungen, die dann alle im Staatshandbuch Aufnahme unter seinem Namen fanden.

Die Bezeichnung Burg für sein Gut, hat Graf Hans von Schlitz von Karstorf übernommen. Dort hatte auf dem Platz des Herrenhauses eine Burg gestanden, Wallgraben und Zugbrücke wurden um sie herum festgestellt. Graf Hans v. Schlitz legte dann „Glashäuser mit französischer Obsttreiberei“ an. Auch uralte Eichen sollen dort einst gestanden haben. Neu angelegt wurde die Ortschaft Görzhausen, sie liegt „nahe dem westlich zwischen dem 95½ m hohen Alexanderberg und der Nienhäger Forst bei Burg Schlitz.“ Rechts am Wege nach Karstorf zu liegt der höchste Berg der „mecklenburgischen Schweiz“, der Rötelberg mit 97 m.

Graf Hans von Schlitz war ein hochgebildeter, geistreicher Mann mit stark romantischen Neigungen. Sein Neffe war der bekannte Dichter Achim von Arnim.

Dessen Mutter war Amalie Caroline von Labes, die Schwester von Graf Hans v. Schlitz. In kulturellen Kreisen spielte Graf Hans v. Schlitz eine besondere Rolle. Seine Wohlhabenheit ermöglichte es ihm, sich mit kostbaren Kunstschätzen und Dokumenten der Kulturgeschichte zu umgeben, zumal er für seine eigene Person anspruchslos war. U. a. besaß er von seiner Mutter (aus deren Erbe von Fredersdorff) 300 Briefe von Friedrich II. in deutscher Sprache, die von sehr großem Wert waren. Drei dieser Briefe tauschte er mit Goethe gegen Schiller- und Klassikerbriefe, als er in der Napoleonischen Zeit in Weimar Dienst tat.

Der Minister von Hardenberg hatte ihm das Mandat gegeben, die Meckl. Strelitzer Regierung auf den Kongressen und in der Rheinbundangelegenheit zu vertreten (1806–1816). Damit waren seine Stationierungen in Erfurt, Weimar, Wien und Paris verbunden. So reiste er mit dem Erbprinzen Georg von Meckl. Strelitz nach Paris, um dort mit Napoleon die Rheinbundfrage zu besprechen.

Er hatte nach der Heirat, als sein Haus noch nicht fertig war, schon wiederholt in Neustrelitz Wohnung genommen in dem Haus Tiergartenstr. 5, dem sogen. Bassewitzschen Haus, das später zu einem sehr geschichtsträchtigen Haus wurde, weil dort das großherzogliche Archiv und Museum bis 1920 einzog. Damals war er häufig Gast beim Erbprinzen Georg, der lebhaften Anteil an seinem Hausbau in Karstorf und der Gestaltung der Parklandschaft nahm. Georg v. Meckl. Strelitz und Graf Hans v. Schlitz verbanden auch gleiche Interessen, wie Naturverbundenheit, Musik und Literatur. Auch teilten beide literarische Interessen mit Goethe in Weimar, und der Weimarer Park mag Graf Hans von Schlitz manche Anregung für die eigene Parkgestaltung gegeben haben, wie z. B. die Anlage herrlicher Gehölzgruppen, Ausblicke, Ruheplätzen und etlicher Denkmale aus erraticischem Gestein der Heimat mit Sinnsprüchen aus Vergangenheit und Gegenwart. Die „Burg“ Karstorf wurde nun zum großen Teil abgerissen, um ein kleines Wohnhaus im gotischen Stil darauf zu erbauen. Ein größeres Haus an gleicher Stelle zu bauen war wegen des sumpfigen Baugrundes nicht möglich. Sogar ein Pferd mit beladenem Wagen war einmal im Morast versunken.

Über den Verfall der Bausubstanz von Karstorf sowie über das menschliche Elend der Leibeigenen seines Vorbesitzers war Graf Schlitz entsetzt. Er aber dachte zuerst an seine Leute und zuletzt an sich. Auch gab er seine Erfahrungen im Feldebau und in der Viehzucht, besonders an die Mitglieder der landwirtschaftlichen Gesellschaft stets weiter.

Er wohnte vorläufig im Notquartier seines Schafstalles bis seine Leute und das Vieh gut untergebracht waren. Wie er es in Karstorf hielt, führte er es auch auf den Nachbargütern durch. – Nach dem Vertrautwerden mit der neuen Wahlheimat und aller landwirtschaftlichen Belange auf den Gütern, widmete sich Graf Hans v. Schlitz mit Energie der

fortschrittlichen landwirtschaftlichen Ökonomie und Feldarbeit sowie der Viehzucht mit Schafen und Pferden, und arbeitete mit den großen Nationalökonomien der Zeit wie Heinrich v. Thünen auf Tellow, Prof. Karsten in Bützow-Rostock, Pogge-Roggow u. a. eng zusammen. Er wurde sehr geschätzt und gründete mit den Freunden die erste Landwirtschaftliche Gesellschaft 1798, deren Vorsitz er übernahm und 19 Jahre hindurch innehatte. Später wurde diese Gesellschaft in Patriotischer Verein umbenannt.

Jedoch gab es hin und wieder eine ungewollte Arbeitspause. Seine Luise schreibt, daß ihre Schwester Caroline (etwa 20 Jahre alt und verlobt mit Graf Rechberg) schwer erkrankt sei. Caroline war ein sehr zartes, zerbrechliches Geschöpf, hochmusikalisch. Vorübergehend trat trügerische Genesung ein. Selbstverständlich reiste der Schwager nach Regensburg, wo die Familie wohnte. Auch der Verlobte Rechberg kam nach Karstorf und zwischen ihm und Graf Hans entwickelte sich eine Freundschaft, wie von zwei unzertrennlichen Brüdern. Die Arbeit in Kartorf hatte sein altes Augenleiden verschlimmert und es stellte sich große Körperschwäche ein. Der Arzt verordnete ihm eine Kur in Pymont. Unter den Badegästen traf er Fürst und Fürstin von Schaumburg-Lippe und Herzog Maximilian-Joseph von Bayern-Zweibrücken, die später nach über 15 Jahren noch seine Gäste in Burg Schlitz waren.

Auf Grund der Eisenquelle in Pymont erholte sich Hans v. Schlitz bald und konnte Mitte April 1792 die Rückreise nach Karstorf wieder antreten. Vorher machte er noch in Berlin bei seiner Großmutter Aufenthalt. Dort erhielt er die Nachricht vom Tode seiner lieben Schwägerin Caroline.

Er schrieb in der romantischen Art seiner Zeit: „Caroline, Du gingst von uns, Du kehrtest zurück in Deine Heimat. Denn Deine Aufgabe ist gelöst, uns zu größter Liebe zu entfachen. Nie werden wir Deiner gedenken, ohne uns Deiner Liebe zu befließigen. Lebe wohl, Teure! Vergänglichkeit warst Du unsern Sinnen.“ –

und weiter an seinen Schwager: „Nun weilt sie im Lande der Schönheit, wo der Frühling herkommt . . . Dort ist auch die Heimat der Tränen, die aus Deinen nassen Augen auf ihr Grab tauen. Diese Heimat ist auch unsere Heimat, von der all unsere Sehnsucht plaudert. Heimwehtränen sind immer von solcher Schönheit durchtränkt.“ Graf Rechberg begleitete seinen Schwager in seiner großen Trauer noch nach Karstorf – es war im Februar.1793.

Jetzt war es Zeit alle größeren Granitblöcke von den Feldern, Wiesen und Wegen zusammen zu fahren, um sie für die geplanten Denkmale in der Parklandschaft zu nutzen. Es waren sehr, sehr viele. Sie reichten für 36 Denkmale aus, die nach und nach entstanden.

Das junge Paar war auch entschlossen, die Verlobungszeit zu beenden, und Graf Hans hielt bei seinem väterlichen Freund um die Hochzeit an. Außerdem wollten sie aus beiderseitigen Geldern in Neustrelitz ein Haus kaufen, um bis zum Bau des Schlosses in Karstorf die großen Reisen von Karstorf bis nach Regensburg endlich aufgeben zu können. Die Familie und seine Luise sollten in Neustrelitz sich einrichten, und er könnte dann schneller zu ihr fahren. Dieses geschah in Kürze. Ein Brief traf vom väterlichen Freund ein mit der Anrede „mein lieber Sohn – und zwar im doppelten Sinn zu verstehen durch die Adoption an Sohnes statt und als gesetzmäßiger Erbe seines Namens und seiner Krone, durch die Hochzeit mit der Tochter Luise.

Nach der Adoption durch den Grafen Johann Eustachius von Schlitz, gen. von Görz, wurde seit 1793 der Sohn, in den Grafenstand erhoben mit dem Prädikat Freiherr von Labes, gen. Graf von Schlitz. In Erinnerung daran gründete Graf Hans Burg Schlitz und Görzhausen. Graf Hans v. Schlitz war schwermütig veranlagt und hat wahrscheinlich seine Berufskarriere aufgegeben, um mit der Arbeit in der Natur einen Ausgleich und mehr Freude als in der Diplomatie zu erfahren. Er lebte im Grunde genommen in der Vergangenheit, in der Gegenwart aber eigentlich nur für die Zukunft. Erinnerung und bleibendes Gestalten füllten seine Tage aus. Das beweist sein Ausspruch: „Wir sind alle nur

Wanderer zu unbekanntem Zielen. Nicht Heimat nenne ich das Land zu meinen Füßen, es ist nur ein Ruheplatz im Vorbeiziehen. Viele sollen sich noch daran erfreuen. Erreiche ich das, so stehe ich am Ziele.“

Er verstand es, Kunst und Natur in großer genialer Schlichtheit zu verbinden wie kaum ein anderer. Er war erdverpflichtet und bereitete die ihm anvertraute Landschaft so, daß jedermann die Kraft des Gestalters fühlen konnte.

Sein Werk ist heute kulturgeschichtliches Erbe, und auch die Menschen unserer Zeit haben Nutzen und Freude an seiner Hinterlassenschaft.

Inzwischen waren fünf Jahre vergangen.

Das Jahr 1798 brachte bedeutende Anerkennung für den tüchtigen Landwirt. Die große Bescheidenheit dieses eingewanderten Preußen ließ das Volk aufhorchen, sehr oft verwunderten sie sich über seinen geistigen Zustand und seine romantischen Gedanken. Auch seine Neuerungen in der Feldbestellung, Viehzucht und Parkpflege verursachten bei vielen Leuten Kopfschütteln. Ungläubig und mißtrauisch standen seine Nachbarn seinem Tun und Lassen gegenüber. Nur der Nachbar von Maltzahn aus Grubenhagen kam eines Tages und wollte sich an Ort und Stelle von seinen Neuerungen überzeugen. Er wurde überzeugt und trat jetzt ganz positiv für Graf Hans v. Schlitz ein.

Dasselbe tat Prof. Karsten-Rostock, der die Bodenverbesserung, die gute Wirtschaft seiner Leute in Karstorf und seine Schaf- und Pferdezucht mit Interesse beachtete. Gerade Karsten als der vorbildliche Experte in der mecklenburgischen Landwirtschaft lobte und empfahl den neuen Karstorfer Kollegen. Jetzt war er in der Lage die Güter Thürkow und Hohen Demzin und die Köthelschen Güter zu erwerben, um auch auf diesen Gütern in gleicher Methode wie in Karstorf zu arbeiten. In 7 Jahren hat er auf dem Sternberger Landtag seinen Kollegen ein Beispiel gegeben. Es machte Schule. –

Seine Gründung der Landwirtschaftsgesellschaft (später in patriotischer Verein umbenannt) war eine Tat und bewies, daß Graf Schlitz ein Pionier für viele Landwirte war, genau wie Heinrich von Thünen auf Tellow, der Ehrenbürger von Teterow. – Als Graf Hans von Schlitz nach 19jähriger Arbeit in der Landwirtschaftlichen Gesellschaft seinen Vorsitz aufgab, überreichte ihm als Stifter der Gesellschaft sein Nachfolger ein kostbares Buch als Festschrift. Darin heißt es, „daß sein Wirken für die Landwirtschaftsgesellschaft das beste Können war, daß er seinem zweiten Vaterland gab“. In der Widmung stand: „Herrn Graf Schlitz, Herr der Herrschaft Burg Schlitz, der kgl. Orden der vaterländischen Krone, Groß Kreuz, dem Stifter der Landwirtschaftsgesellschaft und hochverdienter neunzehnjährigen Hauptdirektor derselben im Namen des Hauptdirektoriums und der gesamten Mitglieder der Gesellschaft mit dankbarster Anerkennung seiner um unser Vaterland sich erworbenen hohen Verdienste vom Verfasser Franz Christian Lorenz Karsten.“

Als Erbprinz Georg bei einem Besuch diese kostbare Festschrift auf einem Tisch entdeckte, griff er danach und Frau Luise sagte: „das ist mein liebstes Buch, Durchlaucht, es ist das beste Können meines Mannes darin, was er für sein zweites Vaterland geleistet hat und für diese Landwirtschaftsgesellschaft selbstlos an Zeit und Arbeit leistete. Es ist zwar jetzt unsere Heimat hier, aber Hans schuf bewußt eine Heimat für viele, das war sein Ziel: Eine Heimat für alle, denen das Wort Heimat im Herzen brennt. Wie oft sagte er: wir sind alle nur Wanderer zu unbekanntem Zielen. Nicht Heimat nenne ich das Land zu meinen Füßen. Es ist nur ein Ruheplatz im Vorbeiziehen. Viele sollen sich noch daran freuen. Erreiche ich dies, so stehe ich am Ziel meiner Sehnsucht.“

Die Karstorfer Häuslichkeiten waren jetzt so weit, daß Frau Luise dort Wohnung für die Sommerzeit fand und den Winter über im Neustrelitzer Haus mit den Eltern und Geschwistern wohnte. Dort boten Theater und Konzerte und der freundliche Erbprinz Georg reichliche Unterhaltung und Anregung.

Der 20. Jan. 1798 war ein Merktag für Graf Schlitz, er gab jetzt bekannt, daß er die Holsteinische Koppelwirtschaft mit großen Ackerweiden und großer Rindviehzucht erfolgreich eingeführt habe und mit Prof. Karsten die Auswertung dieser Neuerung vorgenommen habe. Sie wurde auf der 1. Versammlung der Landwirtschaftsgesellschaft in Rostock zur Diskussion gestellt. Auch in Güstrow gab Graf Schlitz den Bauern und Gehöftsbesitzern Anregungen und Aufgaben, die mit Preisen ausgeschrieben wurden. Außerdem regte er bei diesen Zusammenkünften Vorschläge für neue verbesserte Arbeitsgeräte an und die Maschinenbauer wurden gebeten darüber nachzudenken. Die neu ausgearbeitete Gesindeordnung, die der Graf fertig hatte, las er noch nicht vor; diesen Trumpf behielt er noch für die nächste Zusammenkunft der Landwirte für sich.

Jetzt saß er als Landwirt fest im Sattel – ohne jedoch blind zu sein für die Politik und Tagesereignisse und seine eigenen Aufgaben im Haus und Park. Des öfteren fuhr er jetzt zu seiner Frau nach Neustrelitz und war zu Gast bei Erbprinz Georg. Dort erfuhr er, Lord Nelson läge vor Anker in Warnemünde. Graf Schlitz bat den Prinzen sofort mit ihm nach Warnemünde zu fahren, da er doch gute Beziehungen zu England habe, um die berühmte Flotte des Admirals zu besichtigen. Nelson „der Bezwingen der nassen Elemente“ lud den Erbprinzen Georg mit seinem Begleiter zu einem Bankett ein.

Rostocker Senatoren und Konsulatsvertreter waren auch geladene Gäste auf dem Admiralsschiff. Es waren sehr interessante Gespräche. Der Admiral erkannte in den Gesprächen sofort Graf Hans v. Schlitz als Partner und staunte über dessen Gedankenflug. „Größte Kühnheit war der erste Gedanke, tiefe Forschungsgabe im Ergründen der Naturgesetze bildete die Ausführung.“ „So ein Schiff ist eine Welt im Kleinen, nichts ist ohne Absicht, tausend kleine Zwecke, zuletzt wie Radien in einem Hauptzweck zusammenlaufend, erzeugen einem Schöpfungszwecke gleich in Einfachheit und Ordnung eine zielvolle Kraft.“ Es war für alle ein bedeutendes Erlebnis.

Den Rückweg nahm Graf Schlitz mit dem Erbprinzen über Thürkow, Köthel, Teterower Heide, Hohen Demzin, den Karolinenberg, Buchenberg. So lernte der Erbprinz alle Gemarkungen und gärtnerischen Anlagen des Besitzers von Burg Schlitz kennen und war höchst erstaunt. Das Glashüttengelände hatte inzwischen den Namen seines Adoptivvaters „Görzhausen“ bekommen und das neue Vorwerk in Thürkow trug den Namen seiner hessischen Heimat Hohenschlitz. Zum Abschied ermahnte der Erbprinz den Grafen recht deutlich, mit dem Bau seines Wohnsitzes am Buchenberg zu beginnen. Er würde gern zur Grundsteinlegung kommen und auch die Taufe später halten. Dies gab natürlich neuen Antrieb, wengleich auch die vorgelegten Entwürfe der Architekten nicht gefielen.

Inzwischen hatte seine Frau Luise nach einer sehr schweren Geburt ein Töchterchen, Adelheid, geboren. Der Arzt sagte dem Grafen, daß eine eventuelle weitere Geburt seiner Frau lebensbedrohend wäre. Die Hoffnung auf einen Sohn war damit zerstört, und das war ein großer Kummer für die Familie, aber auch für den Schwiegervater Graf Schlitz-Görz. –

Immer wieder quälte Graf Schlitz das Fernweh. Seine herrlichen Wälder mußten es ersetzen und so schuf er symbolische Stätten der Ferne, in Stein und Dichtung begann er dies Werk. „Alle Wege, da Glück und Unheil um mich war und die mich aufwärts führen, sollen aus der Weite hier einmünden in einen goldenen Frieden. Und was aus fremder Welt zu mir kommen wird, soll köstlichen Ruheplatz hier finden.“

Meine Gäste sollen hier erkennen, daß auch der, der rastlos irrte, vielen Zielen fernblieb, obwohl sein Schicksal ihn liebte. Ich will Einkehr halten, ein neues Vaterland gestalten, vertiefter als das äußerliche – das Vaterland meines Herzens wird hier blühen in großer Liebe.“ Pflanzen wir neue Eichen sagte der Graf zu seinem Forstbeauftragten. Der Park sollte den Stil großer Vorbilder tragen – und nach seinen individuellen Wünschen gestaltet werden. Potsdam und Weimar mögen Anregung gegeben haben. Sein Oberinspektor Buchholz verstand seinen Chef und begann das Werk. Mehrere Hügel durchziehen das

60 ha große und bis zu 40 m hohe Gelände, den sogenannten Buchenberg, der im Norden das zukünftige Schloß umgeben und schützen sollte.

Jetzt rief wieder eine diplomatische Aufgabe in Regensburg, Graf Schlitz war als Delegierter zur dortigen Reichstagsdeputation geladen, um den Meckl. Strelitzer Hof zu vertreten. Tiefe Enttäuschung erlebte er dort. „Regensburg, lange der Bewahrungsort deutschen Rechtes und Herkommens, glich nun einer Messe, wo Länder und Seelen feilgeboten wurden. Handelsbuden auf den Gebeinen der früheren Reichstagsrepräsentanten. Würdelosigkeit auf den Stätten uralten Glanzes, der Geist gepriesener Wahrheit entlarvt. Die Großen vergrößert, die Kleinen vernichtet.“

Die „schwerfällige, morsche und nutzlose Maschine des Regensburger Reichstages aufgelöst, und es war auf Befehl der Höfe das gesamte Regensburger Archiv des Reichstages den Flammen übergeben.“ Graf Hans von Schlitz war Zeuge „als man die auf Frachtwagen herbeigeschafften Urkunden vernichtete.“ Dabei gingen wertvolle Quellen deutscher Geschichte verloren. – Sein Schwiegervater hatte sich ins Privatleben zurückgezogen und wollte jetzt den Sommer in Karstorf verleben. So fuhr Graf Schlitz über Neustrelitz zurück, blieb dort noch einige Zeit, um die Familie und Erbprinz Georg zu besuchen. Im Sommer hatte er den Schwiegervater und Schwager Rechberg als Gäste in Karstorf.

Er führte beide durch die Güter, Wälder und Felder, besonders durch das Carolinental und auf die vier symbolischen Wege der Kinder – Jünglinge – Männer und Greise zu „Carolinens Herzen“. „Schön ist die Stätte, die Du für Caroline wähltest; fern der Welt – ein Ahnen des Kommenden bleibt dem hoffenden Herzen . . .“ sagte der Vater.

Viele Enttäuschungen hatten Graf Schlitz wieder in tiefe Schwermut gebracht. Das Land war verarmt. Die Napoleonische Zeit und Preußens Niedergang drohten am Horizont. Das Geld des Grafen war zusammengeschrumpft in der praktischen Fürsorge für Mensch, Vieh und Landwirtschaft. Görzhausen und Hohen Demzin benötigten noch viel. Der größte Erfolg war seine Gründung der Landwirtschaftlichen Gesellschaft. Man gab jetzt offen zu, daß der eingewanderte Preuße kein Phantast und Sonderling war –, er war auch ein Mann der Tat. Vater Görz sagte, daß er helfen wolle, damit der Sohn nun endlich mit dem Bau des Schlosses beginnen könne, Graf Schlitz nahm es dankbar an, „denn nicht nur mir erweist Du hiermit einen Dienst. Der Baum des Großvaters spendet erst den Enkeln Früchte. Und unsere Taten sollen noch die Späterben erfreuen.“

„Alles, was uns umgibt, ist dem Sterblichen nur geliehen, alles reißt der Sturm der Vergänglichkeit mit sich fort. Nur das wird des Menschen Eigentum, was er im Gebrauche des ihm Geliehenen sich zuwandte, was er dem Dinglichen entringt, um es dem Geistlichen zuzuführen!“

Nun konnte er an sich selbst denken. Der Bau des Buchenbergsschlosses sollte beginnen. Die Felder hatten ihre größte Ertragsfähigkeit erreicht, die Güter waren ausgebaut, die Leute mit allem versorgt, was ihnen zustand. Bauinspektor Leiblin hatte sich längere Zeit als Gast in Karstorf aufgehalten und gründlich informieren lassen. Alle Landschaften hatte er besichtigt. Der Graf zeigte ihm auch die nachbarlichen Güter Remplin, Bristow, Ulrichshusen, Vollrathruhe, die Wälder zwischen Karstorf und Glasow, Görzhausen und Klaber – um ihm begreiflich zu machen, daß er die Natur-Landschaft mit schöpferischem ganz eigenem dichtendem Herzen in Einklang und Harmonie bringen wolle.

Natur, Stein und Landschaft sollten eine Einheit werden. Der Gesamtbau sollte aus drei Teilen bestehen. Der linke und rechte Flügel sollen einander gleichen, der Mittelbau aber beide übertreffen. Der westliche Flügel soll die Privaträume enthalten, der östliche ist für Freunde und Gäste und Offizianten gedacht. Die Mitte wird Versammlungsort und für ihn selbst bestimmt. So hatte der Architekt Leiblin sich einige Wochen zurückgezogen und in wohlbedachten Entwürfen dem Grafen zur Zufriedenheit die Zeichnungen vorgelegt. Nun konnte die Grundsteinlegung vollzogen werden. Graf Schlitz stand auf der Warener

Landstraße und erwartete Prinz Georg aus Neustrelitz. Am 6. Juli 1806 wurde sie von Erbprinz Georg von Meckl. Strelitz vollzogen. Es waren einige Gäste geladen, auch der Teterower Baumeister Teich, der nach den Plänen Leiblins den Bau ausführte. Erbprinz Georg hielt eine Rede, die den mühseligen Werdegang zur Erschließung dieser Landschaft, des Gutes, der Wirtschaftsgebäude usw. den tragischen Ereignissen innerhalb der Familie und den Napoleonischen Krieg gegen Preußen zum Inhalt hatte. Er schilderte, wie durch Krankheit und plötzliche diplomatische Abberufungen nach Paris, Erfurt und Wien veranlaßt, der Graf oft mehrere Monate seine Arbeit liegen lassen mußte, er lobte die vorbildliche Geduld und die Fürsorge für die ihm anvertrauten Menschen. Dann reichte der Maurermeister dem Erbprinzen Georg Hammer und Stein, und dieser sagte mit drei Hammerschlägen folgende Worte: „Möge der göttliche Segen stets auf Dir ruhen und auf aller Pracht und Last, die Du zu tragen bestimmt bist!“ Danach sprach der Bauinspektor Leiblin und erzählte von seiner ersten Begegnung mit dem Grafen und von den Wegen, als er mit dem Bauherrn durch die ganze Landschaft ging, um dessen Wünsche und Vorstellung vom Schloßbau im Gespräch zu erfahren. Die denkwürdige Rede des Erbprinzen Georg enthielt auch noch folgende Worte: „Seit langer Zeit ist nun der Erbauer der beste Freund meines Elternhauses. In dieser Zeit lernte ich sein Wesen schätzen und lieben. Aus dieser Liebe heraus wage ich heute noch eine Erklärung jener Herznöwendigkeit, die sich mir hier offenbarte, zu sagen. Mit der Schönheit der Schweiz durften wir die Heimat unseres Freundes vergleichen. Ich wage es jetzt, sie die „Mecklenburgische Schweiz“ zu nennen, wozu mich das innere Erlebnis treibt. So unauslöschlich war doch der Zauber, den sie mir beim ersten Anblick auf das Herz desjenigen machte, der sich gelobte, ihre dargebrachte Schönheit zur höchsten Vollendung zu bringen. Das Auge meines Freundes fand hier das Wirkungsfeld mit seinem schaffensfrohen Herzen. Mit größter Geduld und Liebe hat er schon viel gemeistert und wird es bis zum gesteckten Ziel weiter tun.“

Aber die „Franzosenzeit“ und die Befreiungskriege hielten den Fertigbau bis 1816 bzw. 1823 auf.

Goethe schickte mehrfach Vierzeiler an Graf Schlitz, die alle überliefert wurden und den Empfänger sehr erfreuten und in seine Autographensammlung Eingang fanden. Über den ersten Bauabschnitt des Westflügels seines Hauses sandte Goethe folgenden Vierzeiler:

Wer auf die Welt kommt, baut ein Haus.
Er geht und läßt es einem Zweiten.
Der wird es anders zubereiten,
und niemand baut es aus.

Weimar, 30. März 1816

Erst nach 10 Jahren war der Westflügel mit den Privaträumen fertig und beziehbar geworden. Das Schloß wurde im klassizistischen Stil errichtet. Die Ausdehnung des Hauses mit Mittelbau West- und Ostflügel beträgt 60 m in der Länge und 17 m in der Breite. Die drei Teile sind miteinander durch Galerien verbunden. Auf dem mittleren Bau wurde ein 12 m hoher Turm errichtet, in dem eine Treppe zur Höhe und Plattform führte. Von hier aus konnte man eine herrliche Fernsicht auf den Malchiner und Kummerower See und einen Teil von Pommern genießen. Und mit dem Fernrohr ließen sich 70 Ortschaften feststellen.

Einige Wochen später kam Karl von Arnim nach Karlstorf mit der Nachricht von der verlorenen Schlacht bei Jena und Auerstädt und dem Rückzug Blüchers über Mecklenburg nach Lübeck. – Frau Luise reiste mit der Tochter nach Regensburg und machte bei Arnims in Berlin kurzen Aufenthalt.

„Preußens Sterbestunde – aber ein Staat stirbt nicht wie ein Einzelwesen, dessen Diesseits mit ihm zuende ist, ein Staat stirbt wie ein Phönix. Sein tausendfaches Leben wird zu einer kümmerlichen Glut. Diese lebt weiter. Eine neue Aera entfacht sie neu. Preußens Sterbestunde ist nur eine Schicksalsstunde; das Ende des Alten – aber auch der Anfang des Neuen!“

Die Franzosenzeit brachte viele gefährvolle Ereignisse im Teterower Kreise, auf den Dörfern und in den Gutshäusern mit sich. Die beutegierigen Soldaten Napoleons räuberten in Dorf und Stadt. Bekamen sie nicht das was sie wollten, zerschlugen sie Möbel, Türen, Schränke und Stühle; vor allem „befreiten“ sie die Dörfer von allen Pferden und den habhaften Getreidevorräten, so daß kein Futter und Saatgut mehr blieb. Auch Stroh und Heu wurden weggeschafft. Es kam leider auch zu Tötlichkeiten, Verwundungen und Todesfällen. Graf Schlitz ließ an Stall-, Haus- und Kirchentüren Texte anbringen an die „Sauvegarde de Mr. le Prince Bernadotte,“ daß sich niemand zu Tötlichkeiten hinreißen lassen dürfe. Wer sich an einem Soldaten vergeift, wurde auf der Stelle erschossen. Da er die französische Sprache beherrschte, fuhr er nach Teterow zu den höheren französischen Offizieren und sprach mit ihnen und bat um Schutz. Es schien etwas gewirkt zu haben, trotzdem sagte er sich, daß nach dem 1. Sturm doch noch andre kämen. Er entschloß sich 3 Wagen mit unwiederbringlichen Werten zu beladen, und fuhr bewaffnet mit 3 vertrauenswürdigen Leuten nach Neustrelitz in das dortige Familienhaus.

Gerade kurz vor dem 2. Sturm waren die Wagen wieder zurück. Sie sahen unterwegs, daß viele Scheunen brannten und überall rötete sich der Horizont. Es fehlte nicht an Verwüstungen und Mißhandlungen. Am nächsten Tag kam der Inspektor aus Thürkow. Zerrissen und zerlumpt erschien er. Vor Wut und Schmerzen in den geschlagenen Gliedern konnte er kaum sprechen: „20 französische Kürassiere hatten Thürkow überfallen, stahlen alles und zertrümmerten viel, Fenster, Türen, Tische, Stühle lagen umher. Sie jagten mit Bajonetten uns und den Pastor bis sie bluteten, alle Dörfler liefen ins Moor, alle Pferde bis auf zwei alte Gäule nahmen sie mit.“

Wieder fuhr der Graf mit dem Inspektor zu den Teterower Offizieren und zeigte seine Schutzpapiere von Bernadotte vor. So bekam er etwas Hilfe. Das Schlimmste aber war, daß der französische Befehlshaber Murat sich vorgenommen hatte, die guten mecklenburgischen Gestütpferde in Frankreich einzuführen. So kammte er alle Güter mit Erfolg durch. Graf Schlitz hatte aber zwei Verstecke für Pferde ausgemacht: das Gruber Mooregebiet und die Moore am Teterower See. An ein Fertigstellen der Bauvorhaben in der Franzosenzeit war nicht zu denken. Vor dem Winter mußten sämtliche Schäden in den Dörfern wieder ausgebessert werden, das kostete Zeit und Material. Im Herbst 1807 zogen die Franzosen aus Mecklenburg wieder ab. Aber die Sorgen blieben. Es mußte Saat und Futter beschafft werden für Acker und Vieh. Betriebskapital war nicht mehr da, so mußte Bankkredit aufgenommen werden. – Wieviel Talsohlen sollten noch folgen? – Die nächste kam sofort. Der Graf stand im Arbeitsanzug und werkte mit den Leuten in den Ställen – da fuhr ein herrschaftlicher Wagen auf den Hof. Ein Herr stieg aus, es war der Reg. Rt. von Pentz aus Neustrelitz. Er brachte herzliche Grüße von Durchlaucht Georg und dessen Vater Herzog Carl II. und sprach folgende Bitte aus: Graf Hans v. Schlitz möchte doch mit dem Erbprinzen Georg im Auftrag der Strelitzer Regierung nach Paris zu Napoleon fahren, um die Rheinbund-Angelegenheit mit Napoleon und den Beitritt des Landes Meckl. Strelitz zu besprechen! Graf Schlitz sagte: nein – unmöglich für mich. Ich kann hier jetzt nicht weg, wir haben so viel nach dem zweimaligen Sturm der französischen Soldaten wieder in Ordnung zu bringen! Ich bin völlig ungeeignet und habe einen so großen Zorn auf diesen Emporkömmling. – Von Pentz schwieg und war sehr ernst. – „Geben Sie mir 24 Stunden Zeit – Bedenkzeit“ – Graf Schlitz ging in den Wald zu seiner geliebten Eiche. Unter ihrem Schatten hatte er schon oft Gedanken bewegt und Entschlüsse gefaßt.

Er sah ein, daß sein Freund Georg hier allein nichts ausrichten konnte, zumal Napoleon die enge Verwandtschaft Georgs mit dem Preußenkönig kannte und in diesem Fall für Meckl. Strelitz nicht ansprechbar war. Daher mußte Graf Schlitz vermitteln und entschied sich, den harten Weg für seinen Freund und mit seinem Freund zu gehen. Er regelte sofort mit den Inspektoren und anderen Mitarbeitern die nötigen Aufgaben für sein längeres Fernbleiben. Am nächsten Morgen fuhr er mit Reg.-Rat v. Pentz nach Neustrelitz, um dort

mit dem regierenden Herzog Carl II. die Rheinbundmitgliedschaft zu besprechen. Die Reise ging dann über Göttingen und Frankfurt am Main nach Paris.

Die Begegnung mit Napoleon ließ viele Monate auf sich warten. Napoleons Verhalten gegen den Prinz Georg als Schwager des Preußenkönigs war launisch und unbestimmt. Er ließ ihn immer wieder warten. Graf v. Schlitz hatte einen schweren Stand und mußte zunächst Vorurteile beseitigen. Dazu gehörte viel Diplomatie, viele Dinge mußten dabei berücksichtigt werden. Aber es gelang, 400 Mann mußte das kleine Strelitzer Land dem Usurpator Napoleon für die große Armee zum Rußlandfeldzug stellen. Das war sehr viel für das Land, das nie Militär besessen hatte.

Ein Jahr später war eine große Konferenz der Rheinbundmitglieder von Napoleon in Erfurt angesetzt. Der Russische Zar wurde erwartet. Wieder mußte Graf v. Schlitz als Vertreter der Strelitzer Regierung daran teilnehmen. Dabei bot sich die Gelegenheit zu einer Begegnung mit Goethe in Weimar, die ihm schon lange ein sehnlicher Wunsch gewesen war und nun in Erfüllung ging. Achim von Arnim, der schon des öfteren bei Goethe war, leitete den Besuch seines Onkels im Goethehaus in Weimar ein. Historische Reliquien waren von Graf Schlitz sehr geschätzt und er hatte solche mehrfach angekauft. So betraf das erste Gespräch bei Goethe die Autographensammlung des Grafen und seine deutschen Briefe von König Friedrich II., aus dem Besitz seiner Großmutter Fredersdorf.

Goethe tauschte mit dem Grafen solche gegen Briefe von Schiller und anderen Klassikern und reimte darauf einen Vierzeiler:

„Das Blatt, wo seine Hand geruht,
die einst der Welt geboten,
ist herzustellen fromm und gut,
Heil ihm, dem großen Toten!“

Goethe führte seinen Gast durch sein Haus und zeigte ihm seine Sammlungen, anregende Gespräche knüpften sich über 2 Stunden an.

1814 reiste der Graf nach Wien, um an dem berühmten Kongreß teilzunehmen. Er hatte vom Staatskanzler Hardenberg den Auftrag Meckl. Strelitz in Wien zu vertreten. Dort traf er seinen Schwager Rechberg, der als bayr. Gesandter in Wien tätig war und jetzt am Wiener Kongreß teilnahm. Seine Frau Luise mit Tochter nutzten die Gelegenheit, um gleichfalls nach Wien per Schiff zu fahren, denn der Wiener Kongreß zog sich über 1/2 Jahr hin.

Zuvor war am 15. August 1813 die Westhalle des Schlosses eingeweiht worden. Die Familie und die Mitarbeiter begingen diesen festlichen Tag mit großer Freude. Die Landstraße zum Schloß hinauf war festlich geschmückt – auch einige Gäste der Nachbargüter kamen zur Gratulation. Vor 10 Jahren hatte er den Bauinspektor Leiblin beauftragt – und schon 25 Jahre waren vergangen seit er die mecklenburgische Schweiz zur zweiten Heimat erkoren hatte. Erfolge und schwere Enttäuschungen hatten sich abgelöst, ein viertel Jahrhundert geduldiger Wartezeit, um das erträumte Ziel zu erreichen. – Aber das Schwerste war geschafft, deshalb sollte dieser Tag auch ein kleines Volksfest mit Musik und Tanz werden. Frieden war nicht nur in sein Herz eingekehrt – der Befreiungskrieg war beendet. Jetzt war Graf Schlitz Meister seiner eigenen Welt und nicht Diener einer fremden geworden. Ein Gang durch den Park bewies ihm, daß seine Gedanken in Stein und Landschaft offenbar geworden waren. Den Grundstein zur Westhalle legte vor langer Zeit sein Freund Georg, der stets seinem Herzen in aller Anteilnahme so nahe war.

Die gute Freundin Berta von Pfaffenhofen wird nun mit dem Neffen Achim von Arnim den Grundstein zur Osthalle legen. Der Bau auf dem Buchenberg machte Fortschritte. Preußen erwachte – die große Wende begann. Graf Schlitz hielt es zu Hause nicht mehr aus, er wollte an der Wiedergeburt Preußens teilhaftig werden und bot dem König seine Dienste ohne Entgelt und Titel an. Er bekam Antwort, daß der Staatskanzler ihn zur Reorganisation

rufen werde. Graf Schlitz rief seine Inspektoren zusammen und übergab ihnen die Güter in selbständiger Verwaltung. –

Dann fuhr er über Berlin nach Frankfurt am Main, um mit dem Reichsfreiherrn vom Stein zu sprechen. Er traf diesen bei schlechtesten Laune an, als er seinen Wunsch äußerte ohne Entgelt bei dem Reorganisationswerk helfen zu wollen. Vom Stein fuhr ihn sehr barsch an: „Es ist alles vergeben, wollen Sie Federn schneiden?“ Der Graf war empört über diese Antwort, sagte aber mit auffallender Höflichkeit: „Dazu würde ich am wenigsten taugen, denn für viele Hände ist meine Federspitze viel zu fein!“ Er verließ den Raum und entschied sich nach Paris zu fahren. Dort ging er zu Hardenberg, der ein anderer Mann war als vom Stein. Hardenberg nahm sofort das Angebot an und gab ihm das Mandat für das Strelitzer Land und noch einige andere Aufträge. Vorerst rüstete Graf Schlitz für eine Reise nach Wien. Dort traf er den Kommandeur eines Regiments der Verbündeten. Es war sein früherer Regensburger Freund von der Osten und es gab eine große Freude des Wiedersehens nach so vielen Jahren und viel zu erzählen. War doch der Offizier ein Nachkomme des Karstorfer Geschlechts und hatte dort seine Kindheit verlebt. – Einige Wochen danach erwartete der Graf in Karstorf den Neffen Achim von Arnim. Er wollte sich in des Onkels Landwirtschaft umsehen, da er jetzt das Erbe des Ländchens Bärwalde übernehmen und wie sein Onkel auch seine heruntergewirtschafteten Güter wieder in Ordnung bringen mußte. Das wollte er mit dem Onkel besprechen.

Als Achim von Arnim den Weg zum Schloß einschlagen wollte, begrüßte ihn rechts am Anfang ein interessantes Denkmal, das ihn aufforderte still zu stehen und alles genau zu betrachten. Er staunte und nickte den lateinischen Worten zu: Scandens hospes urnae huic gratae curam tradas exoptat H. comes Schlitz. Der lateinische Text lautete: „Daß Du Gastfreund beim Aufstieg Deine Sorgen in die gefällige Urne legen mögest, wünscht Geleiter H. Schlitz.“ Dieses Denkmal entzückte Achim und forderte ihn auf seine Besuche zu wiederholen. Das Denkmal war höchst originell, auf einem gediegenen Sockel mit Inschrifttafel stand ein hoher Obelisk. Rechts und links befanden sich zwei steinerne Sessel und am Fuße des Denkmals stand eine eiserne Urne, die die Sorgen des Wanderers oder des Gastes aufnehmen sollte. Ein reizendes – das erste der 36 Denkmale war dieses Begrüßungsmal.

Die Tage beim Onkel Hans waren sehr fruchtbar für den Neffen und nur sehr schweren Herzens schied er wieder. Er hatte viel gelernt und sich notiert und war begeistert von der herrlichen Landschaft und dem großen Park. Als er eines Abends das große Buch der Chronik von Burg Schlitz durchblätterte verstummte er. Die vielen Fehlschläge und Erfolge, die Arbeitsintensität des Onkels machten ihn sehr bescheiden und waren ein Vorbild für ihn. Er schrieb, am 31. 7. 1816, auch einige Sätze in dies historische Buch:

Ein ernster Sinn kann Ströme hemmen,
Er bricht durch Berge seine Bahn.
Doch wenn die Wolken ihn beklemmen,
Da fühlt er, seine Macht sei Wahn.
Verhüllt ist ihm die reiche Ferne,
Der Regen stürzt, was er gebaut;
Sein Arm reicht nicht zum Feuersterne,
Der zu der Erde einst geschaut,
Der erst den Schein mit Sehnsucht weckte,
Und für Jahrhunderte dann schied,
Daß er in Wolken sich versteckte
und scheu den Blick der Sonne mied.

Ludwig Achim von Arnim

Da nun Achim von Arnim da war und auch die gute Freundin, Gräfin Berta von Pfaffenhofen, entschied sich Graf Schlitz, daß jetzt der Grundstein für die Osthalle von

diesen Gästen gelegt werden solle. Beide waren dazu bereit. Gräfin Berta sprach „der Himmel segne Euer Werk“ und Hans und Luise nahmen die Hände der guten Freundin Berta und sie sagte: „Sichtbar liebt die Vorsehung Euch, wenn sie auch nicht alles zu Eurer Zufriedenheit machte. Aber sie weiß, daß das Streben nach hehren Zielen ihren Lieblingen dienlicher ist als das Erreichen. Vor Jahren sagte ich Dir, lieber Hans man gebe Deinem Herzen einen Grund für den Anker und es wird fähig sein, Paradiese zu zaubern“. – Das Paradies ward Wirklichkeit, weil der Herzensgrund gefunden wurde.

Einen letzten Besuch vermittelt die Chronik der guten, so sehr verstehenden Freundin Gräfin Berta von Pfaffenhofen. Alle Sorgen und Freuden hat Graf Schlitz dieser verwandten Seele anvertraut. Auch ihre dichtende Leier hatte es ihm angetan. so wurde aus dem Tagebuch des Grafen in der ersten Karstorfer Zeit eine „Chronik Burg Schlitz“. Diese nahm dann auch die Lyrik der Frau Berta auf, so z. B. das Gedicht nach der langen Regenzeit als endlich wieder ein Sonnentag alle versöhnte – – oder „die Ballade von Hennig von der Osten“, oder das „Linental“ und dann die 9 Verse des reizenden Baches in Klein Röthel, am 9. Sept. 1816, als sie darin schrieb, daß sie selbst auch so sanft zum Strom der Ewigkeiten getragen werden möchte – wie ihr geliebtes Bächlein, – daß sie dann auch nie wieder sah, da sie, am 20. Febr. 1818, in Orb sanft in die Ewigkeit hinüberschlief. Es folgen die 9 Verse vom Röthelbach.

Du schöner Bach, dein grünlich Silber fließt
durch der Gebüsche Nacht;
Es folgt der Blick dir, und das Herz genießt
Dich ganz in deiner Pracht.

Du hüpfstest leicht mit schwatzendem Entzücken
im engen Bette hin.
Noch einmal sich an deinem Reiz erquicken
soll liebend Herz und Sinn.

Du rieselst wie ein stilles Unschuldsleben
hier unter Blumen fort.
Und immer vorwärts eilt dein rasches Streben
erfreut von Ort zu Ort.

Doch trag ich stets dein Bild im treuen Herzen,
Du bleibst mir, wo ich bin.
Erinnerung bei der Trennung Schmerzen –
der köstlichste Gewinn.

Laut murmelnd bald und bald verschwiegen rauscht
Dein Strom mir spielend nach.
So fließet, wenn man Herz um Herzen tauscht
des Lebens Silberbach.

Ich sah dich hell in zarter Krümmung gleiten,
Still seufzend tief, bewegt.
O wohl dem, den zum Strom der Ewigkeiten
so sanft die Welle trägt.

Es kräuseln sich die spiegelklaren Quellen,
und schäumend bricht
an harten Kieseln sich die Flut der Wellen
Dich kränzt Vergeißmeinnicht.

Du lispelst leis wie zarte stille Liebe
dem Herzen Rührung zu,
Es wiegt dein immer strömendes Getriebe
Die Seel in stille Ruh.

Ich muß von Dir und deinen Ufern scheiden;
Dir tönt mein Abschiedswort;
Auf immer muß ich nun, o Bach dich meiden,
mich reißt das Schicksal fort.

Nach der trostlosen Regenzeit, die wieder eine Mißernte zur Folge haben würde, da erst im Juli beständigeres Wetter mit Sonne sich einstellte, schrieb Frau Berta:

Beim Aufgang der Sonne nach langer Regenzeit:

„Sie steigt empor und alle Fluren blicken mit nassen Augen auf zu ihrer Pracht. Sie naht still, mit Lust uns zu erquickern nach dunkler feuchter Nacht.

Stolz hebt sie sich, die lang Ersehnte wieder und strahlt uns an in voller Majestät: Bewundernd sinkt die ganze Schöpfung nieder, Bringt Preis und Dankgebet.

Sei mir gegrüßt! Und trage Deine Strahlen dem Freunde zu, der lange Dich entbehrt. Selbst andachtsvoll ihm seine Schöpfung malen, daß sie ihm Glück gewährt!

Und bleib uns jetzt, Beglückerin der Fluren; Verlaß, o Sonne, Deine Erde nicht!

Dann wird, erwärmt von Deines Lebens Spuren, sie Dir zum Lobgedicht!“ – –

Graf Schlitz kam gerade aus Teterow zurück. Berta begrüßte ihn mit ihrem Vers. Jetzt erörterte er mit dem Maurermeister Teich in Teterow den Bau des Ostflügels.

„Wir wollen fest begründen und fest ausbauen und im Gefühle der vielen Entsagungen und Sorgen, womit ein Unternehmen dieser Art verknüpft ist, erkennen es wohl dankbar die Nachkommen, daß mehr für sie als für den Erbauer, der den größten und besseren Teil seiner Lebensbahn bereits durchging, gesorgt worden sei. Von beiden Ideen, der der Festigkeit des Gebäudes und der Bestimmung desselben ausgehend, wird dem Mittelgebäude am Giebel die Inschrift gegeben werden: „hospitibus amicis posteritati“ (den freundschaftlich gesinnten Gästen und der Nachwelt).

Immer wieder – auch gerade jetzt bei ihrem letzten Besuch in Burg Schlitz, führte Frau Berta ihre Schritte zum Carolinental, dem Gedenkplatz für die so früh verstorbene Schwester der Frau Luise – und ihre Leier sang:

Du schönes Tal mit trauernden Zypressen
Und Silberpappeln wie im Kranz geziert.
Hier, wo entzückt mit seligem Vergessen
Die Seele sich in Träumen gern verliert.

Du Schwermutstal in süßer Blumenfülle,
Von Freundschaftshänden lieblich eingewebt,
Empfange mich in Deines Friedens Stille,
Von Bildern, Träumen, Ahnungen umschwebt!

Und sie, die Euch dem Erdental entschwebte
Blickt dankend auf die holde Schöpfung hin.
Den frommen Geist, der ihren Freund belebte,
Erkennt sie hier mit seinem Engelssinn.

So wandelte die Poesie des Grafen Hans v. Schlitz den Granit zu Bauwerken, von denen noch eingehend berichtet wird und die einst die Wanderer im Park Schlitz sehr bewundern sollten. Aus dem Tagebuch des Grafen wurde eine Chronik; was der Graf jahrelang ersehnte und erträumte wurde zielstrebige Arbeit für Architekten, Maurer, Steinmetzen und den Schöpfer der Gedankengänge selbst. Aus dem mittelalterlichen Karstorf wurde Burg Schlitz, aus den Katen der Leibeigenen wurden feste Backsteinhäuser, aus verfallenen wurden volle neue Viehhäuser. Das Baumaterial lieferte die nähere Umgebung. Das Bauholz kam aus Zernikow und der Basedower Heide, Backsteine lieferten Ziegeleien aus der Nachbarschaft. –

Graf Hans v. Schlitz verstand es, Kunst und Natur im klassizistischen Gewand vom Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts zu vereinen. Hier sei an die Bauten in Doberan und Ludwigslust in Mecklenburg erinnert. –

Letzte Worte der Frau Berta von Pfaffenhofen an Graf Hans von Schlitz. „Die Weisheit, die das All lenkt, ist gewaltiger als alles, was wir wirken und schaffen. Frei bekennst Du Dich zu ihr, und ihre Gnade wird Dein Lohn, Deine innersten R egungen verschweigt Dein Mund, und doch erlebe ich sie mit Dir. Ich weiß heute: Graf Schlitz hat gehalten, was einmal Hans Labes versprach.“

Er antwortete darauf: „Immer war ich bemüht, derjenige ganz zu werden, der ich bin. Mein Wirken steht unter dem Zwang des Herzens, das nur im Erleben des eigenen Ichs sein Glück findet. So entstand das, was Du rings wahrnimmst.“ „Der Granit ist der beste Verkünder Deiner Gedanken. Wer den Granit Deiner Denkmale mit dem Herzen anschaut, fühlt förmlich, wie stark Du lebst!“

Er antwortete: „Das Schicksal versagte mir ein väterliches Streben.“ (Eine Wunde, die sich nie bei dem Grafen schloß). „Ich selber war nur ein Werkzeug, das gegen den Willen des Geschickes dienen sollte, es war vergeblich. Es versagte mir den Sohn und gab mir das Leid. Trost gab mir das heimatliche Wirken.“

Brechen wir hier die Biographie ab, um sie am Schluß noch einmal aufzunehmen.

Der Park in Burg Schlitz

In Raabes „Vaterlandskunde von Mecklenburg“ (1894) heißt es über den Park: „Die Vorderseite der Bergterrasse, auf der sich das Schloß erhebt, ist mit Gehölz bestanden und von Lustwegen durchschnitten, die Rückseite des Schlosses wird durch einen schönen parkartig zugerichteten Buchenwald, der 6  /2 ha einnimmt, und aus dem das blendend weiße Schloß sich scharf abhebt, begrenzt. Die ganze Umgebung des Schlosses besteht überhaupt aus schönen, großartig angelegten Partien, die die gr o te Mannigfaltigkeit zeigen, und worin außer den einheimischen über 50 Arten von ausländischen Bäumen und Gestr uchen vorhanden sind. Auch die Landwege schmücken Alleen, Ruhestellen und kleine Denkmäler.“

An Parkb umen werden starke Eichen ( hnlich denen in Ivenack) auf der Feldmark, und von den ausländischen Bäumen werden u. a. im Park folgende genannt:

Ginkgo biloba	Götterbaum
Riesentannen	Libanonzeder – teilweise im Orkan
Sumpfyypressen	Februar 1983 gestürzt
Christusdorn	echte Kastanien usw.

Bäume umrankender Efeu soll 40 cm Dicke betragen haben. Die Stärke der Bäume im Burggarten wurde 1938 von Forstmeister von Arnswaldt wie folgt festgestellt:

1 Eiche	U	4,50 m
1 Eiche	U	5,50 m
1 Eiche	U	5,50 m
1 Eiche	U	8,50 m
1 Eiche	U	7,00 m
1 Eiche	U	5,00 m
1 Eiche	U	5,50 m
1 Edelkastanie	U	4,00 m
1 Trauerbuche	U	2,50 m
1 Blutbuche	U	3,50 m
1 Weißtanne	U	3,50 m

Adamiak schreibt in „Schlösser und Gärten in Mecklenburg“: „Der sich über mehrere Hügel hinziehende Landschaftspark hat, einschließlich des dazu gehörigen Parkwaldes, eine Größe von 60 ha. An der Südseite, nahe dem Schloß, wo das Gelände Höhenunterschiede bis zu 40 m aufweist, finden sich verschiedene Koniferen und dendrologische Seltenheiten.“ – „Nordwestwärts im Buchenhochwald, Richtung Rötelsberg, vor dem gegenüberliegenden Waldrand, liegt rechts der Luisenteich, eine kleine unvollendet geliebene Anlage, die der Graf für seine Frau Luise von Schlitz aus dem Hause Görz, anlegen wollte. Wenige Schritte dahinter liegt das Linental, ein kleiner Park im Parke, der früh verstorbenen Schwägerin Caroline gewidmet.“ (G. Böhmer). Zum Hauptweg zurück kommt man zu den Resten der alten Karstorfer Burgruine, später Gutsgärtnerei. Von der Brückengrotte am Rande des „Englischen Gartens“ hat man einen Blick zum Schloß.

„Eine uralte Eichenallee führt zum Ausgang.“ (G. Böhmer). In der Buschnische steht ein hohes Kreuz, das nur mit einem Datum versehen ist. Graf Hans von Schlitz hat es als Rheinbündkreuz bezeichnet. Es ist eine Erinnerung an die schweren Jahre der napoleonischen Zeit 1806–1812.

Der Burggarten bedarf heute dringend einer Durchforstung und der Freimachung von hohem Wildwuchs und Unkraut, um ihn einigermaßen wieder in seiner Anlage zu erkennen. Inzwischen hat sich das Parkaktiv des Bez. Neubrandenburg mit seinem Leiter, dem Landschaftsarchitekten H. Kriebler mit Hilfe der Land- und Forstwirtschaft der Durchforstung des großen Parks angenommen. Es werden wohl noch einige Jahre vergehen, bis die Wanderwege übersichtlich und begehbar den Erholung suchenden Wanderer erfreuen und zum Wiederkommen auffordern.

Ob der große Gartenarchitekt P. J. Lenné hier Mitgestalter war, ist nicht feststellbar. Jedoch Graf Hans v. Schlitz wird seine Arbeit in anderen deutschen Parkanlagen sicher gekannt und sich vielleicht doch seiner Gartenkunst bedient haben. In den Park sind 36 verschiedene Denkmale gesetzt, die teils persönlichen Erinnerungen dienen teils historischen oder humanistischen Inhalts sind.

Die Denkmale im Park von Burg Schlitz

Es waren ursprünglich 36 Denkmale im Park, im Laufe der Zeit wurden es durch die Erben des Grafen noch einige mehr. Heute nach über 150 Jahren ist festzustellen, daß ca. 90% von ihnen entweder zerstört oder durch Überwucherung von Baum- und Strauchwerk und gestürzten Bäumen unauffindbar sind – zumal die Wege, die einst zu ihnen führten, überwachsen sind. – Dennoch hat die Bedeutung der kulturhistorischen Parkgestaltung mit den dendrologischen Kostbarkeiten und die kostbare Innenarchitektur des Schlosses die Natur- und Denkmalschützer nach dem zweiten Weltkrieg auf den Plan gerufen und es wurde hier helfend zu renovieren und zu restaurieren versucht.

Außerdem gibt es in Teterow noch drei rührige Heimatfreunde (s. Fotonachweis), die sich der Pflege des Erbes annahmen und photographisch vieles festhielten. – Aber das Wichtigste war und ist, daß der verstorbene Stud.-Rat Dr. Bernhard Böhmer (Teterow) rechtzeitig (um 1930) die Chronik von Burg Schlitz von dem damaligen Besitzer E. v. Stauff einsehen konnte und sich Auszüge aus derselben machte, die in seinem Buch „das Lebenslied des Grafen Hans von Schlitz“, in Teterow um 1932 in kleiner Auflage erschienen, dann ihren Niederschlag fanden. Somit sind die Fakten im „Lebenslied des Grafen Hans von Schlitz“ die wertvolle Quelle für diese Arbeit geworden. Sie ist ergänzt mit den Fotos, die zum großen Teil der Fotomeister Borstel mit seinem Freund und Heimatforscher Wilh. Stolpe machten, († 1983, 24. 7.) im 79. Lebensjahr.

Wir beginnen mit den historischen Denkmalen, dann folgen die philosophischen, die privaten (familiären) und die Steine für die Freunde. Danach folgt die Architektur des Schlosses, und die Kleinarchitektur in der Nähe des Schlosses.

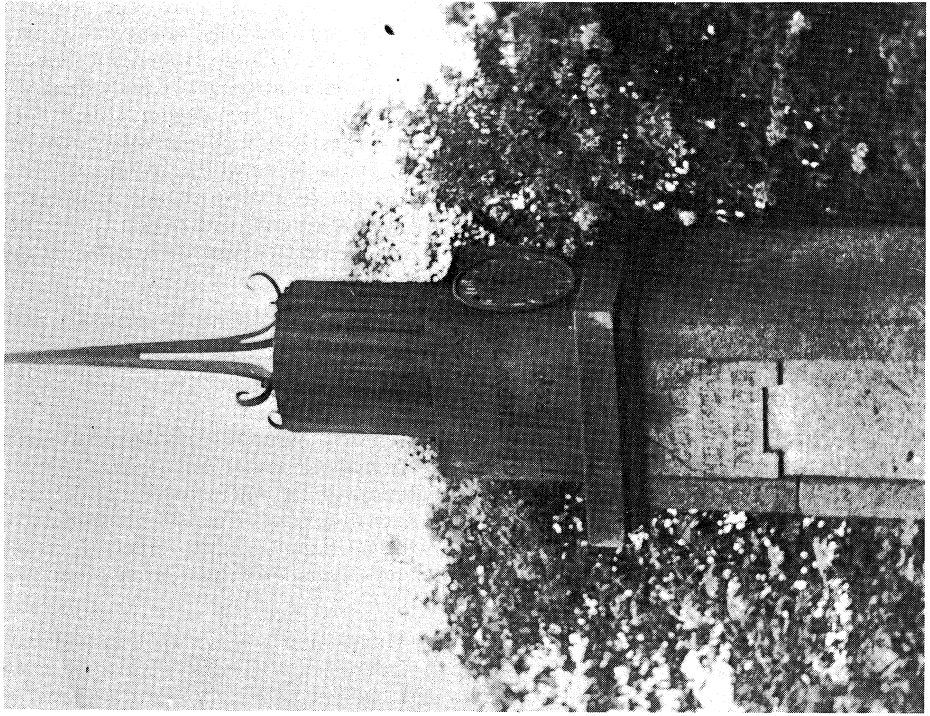


Bild 2: Meilen-Stein

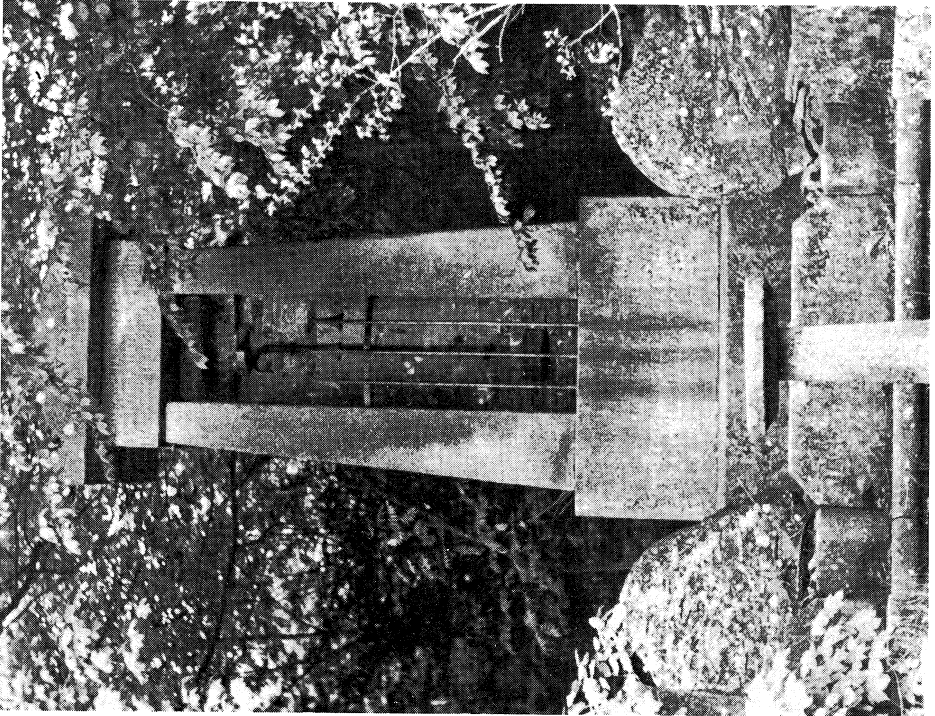


Bild 1: Der Wanderstab 1811

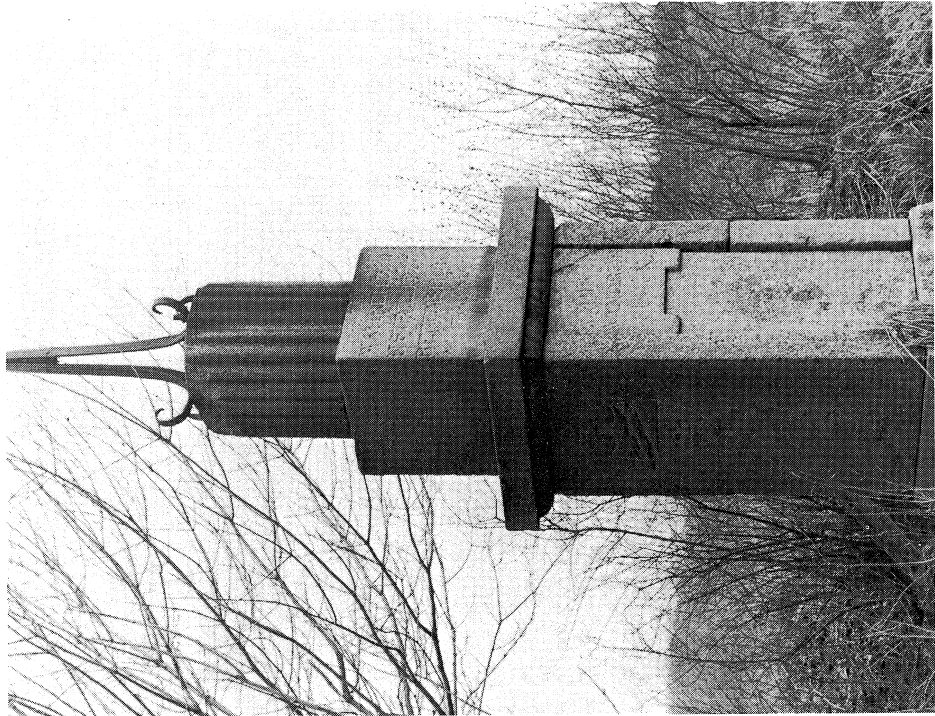


Bild 3: Meilen-Stein



Bild 4: Noch ein Meilenstein



Bild 5: Wendenaltar



Bild 6: Germanischer Altar



Bild 7: Ritterdenkmal

All diese Denkmale sind Mosaiksteine für das große Bild ihres Erbauers Hans von Labes – Graf von Schlitz-Görz im ausgehenden 18. Jahrhunderts bis zum ersten Drittel des 19. Jahrhunderts. – d. h. in der Epoche der Spätromantik, Empirezeit und des Neoklassizismus. Aus dieser Zeit heraus – die auch die „Zeit der Empfindsamkeit“ war, muß dieser Mann gesehen und beurteilt werden. Erfüllte Sehnsucht, voll Schmerz und Freude erreichte ihr Ziel.

Das erste Denkmal, (Bild 1) das Graf Schlitz errichten ließ, war das seines Wanderstabes, dem Symbol für Ferne und Nähe, die hier zueinander fanden. Es wurde jenseits der Teterower Landstraße auf kleiner Höhe auf einem Granitsockel mit Granitsäule gebaut. Die Vorderseite war ausgehöhlt, um den gekrümmten Wanderstab hinter einem Eisengitter aufzustellen.

Die Inschriften lauten:

Feiere hier mein Wanderstab!
Einst in fernen Alpenländern –
Im Schoße unsterblicher Hoffnung
Da ruhe bald auch ich!



Bild 8: Den Rittern v. d. Osten

Ein zweiter Text ist sicher erst später eingemeißelt. Die Symbole des Wanderstabes und seiner Wandertasche waren in Granit nachgebildet und lehnten an den Granitwänden. Gemeint waren die Wanderjahre 1785–1787. Und wer weiß, daß der Graf unter dem Granitsockel sein Reisekleid und seine Schreibtafel begrub? Denn jetzt hatte die sich zu erfüllende Sehnsucht einen neuen Abschnitt für den irdischen Wanderweg begonnen, abseits von Städtelärm, Politik, Krieg und Ungeist. Deshalb ließ er oben auf dem Deckstein der beiden Säulen den zweiten Text einmeißeln.

Sein zweites Vaterland suchte, fand und liebte hier H. G. Schlitz aus Preußen.

Dieses Denkmal wurde 1811 auf dem Weg nach Karstorf vor dem Bülower Busch aufgestellt. Weitere Denkmale stellen die Meilensteine oder Wegweiser dar, die den neuen Wanderern gewidmet sind. Einer stand am Anfang des Weges zum Bülower Busch auf der Warener Chaussee mit folgender Inschrift: „Dem Wanderer Glück – seiner Heimkehr Freude.“ 1791. Auf einer Seite befand sich noch eine intakte Sonnenuhr, die leider 1933 zerstört wurde. Auf einer andern Seite sind die Entfernungen angegeben: nach Waren $3\frac{1}{2}$ Meilen (1 Meile = $7\frac{1}{2}$ km), nach Neustrelitz $7\frac{1}{2}$ Meilen, nach Teterow $1\frac{1}{4}$ Meilen, nach Rostock 7 Meilen, nach Güstrow $3\frac{1}{2}$ Meilen. Dieser Meilenstein befindet sich rechts vom Birkenweg zum Denkmal „Wanderstab.“ Außerdem gibt es noch andere Wegweiser aus Granit, die in Hohen Demzin stehen und die Wege nach Waren, Burg Schlitz und Teterow angeben und auch denjenigen, auf der Kreuzung nach Hohen Demzin – Görzhausen – Nienhagen. (Bild 2–4).

Eine Erklärung steht im Inventarverzeichnis der Kunst- und Geschichtsdenkmäler, Schwerin, Bd. 5 „Hohen Schlitz bei Thürkow und Görzhausen erschien 1802 zum ersten Mal im Staatskalender von Schwerin. Hohen Schlitz und Thürkow im ritterschaftlichem Amt Güstrow verbunden, Görzhausen zusammen mit Karstorf im ritterschaftlichen Amt Stavenhagen.

Burg Schlitz dagegen erhält als neue Anlage, die 1806 begonnen und 1816 zum ersten mal bezogen wird, erst am 17. Jan. 1817 die Landesherrliche Genehmigung zur Führung eines eigenen Namens. Zugleich wird es zum Hauptgut erhoben und das bisherige Hauptgut Karstorf zu einer Pertinenz von jenem gemacht.“ Hierzu noch die Bemerkung, daß Graf Hans v. Schlitz . . . die Güter Thürkow und Hohen Demzin, als er mit seiner Landwirtschaft Erfolge hatte, aufkaufte.

Das Gebiet im Tal, wo der Wald schon von dem Besitzer von Müller abgeholzt wurde und eine Glashütte mit Häusern für die Glasarbeiter bestand, wurde in Görzhausen umbenannt und wahrscheinlich auch die Hüttenarbeit eingestellt.

Wenden wir uns nun weiter zu den Denkmälern historischen Inhaltes. Sie beginnen mit den Wendentalären und germanischen Altären, von denen drei festgestellt wurden (Bild 5, 6). Sie wurden auf dem Buchenwald angelegt unter mächtigen Bäumen. Schon vor dem 8. Jahrhundert v. Chr. sollen hier auf quer liegenden großen Geschiebesteinen Opferhandlungen der Wenden (Slaven) vorgenommen worden sein.

Dem ersten Ritter von der Osten – Karstorf setzte Graf Schlitz eine symbolische Ritterfigur (Bild 7), dazu gehört der große Findling mit dem Text: Den Rittern aus dem Geschlecht der Osten, Jahrhunderte hindurch auf Karstorf Herren. Ihr Nachfolger H. Graf Schlitz 1791 (Bild 8) „Vom ersten Viertel des 15. Jahrhunderts sind die von der Osten als Herren von Hohen Demzin und Karstorf nachweisbar. Der letzte von ihnen der Klosterhauptmann Joh. Dietrich v. d. Osten in Dobbertin nimmt aber Ende der sechziger Jahre des 18. Jahrh. aus Mecklenburg einen unrühmlichen Abgang und wird flüchtig.“ Das Schilderdenkmal, 1827, gibt einige Rätsel auf, da die 5 Schilderplatten kaum noch mit ihren Namenstexten lesbar sind. Das eine Schild ist dem bayr. König Maximilian Joseph IV. (1799–1805), ein anderes Herzog Carl II. (seit 1815 Großherzog von Mecklenburg Strelitz), dem Vater der Königin Luise gesetzt (succ. 1794–1816).

Der lateinische Text lautet:

Maximiliani Josephi Boivariae regis
Caroli P. Primatis Magni Ducis
H. Comes Schlitz 1827

Diesen beiden hochverehrten deutschen Fürsten setzte er als „Gefährte“, wie er sich nannte, dies Denkmal (9. Bild). Dieses Denkmal hat einen ziemlich hohen nach oben sich verjüngenden Unterbau, auf dem im Rechteck die Schilderplatten angebracht sind, auf denen rechts und links zwei sich ebenfalls nach oben verjüngende Obelisk stehen, die in Quadern errichtet sind und oben spitz abgeschlossen sind. Die darauf einstmals angebrachten bronzenen Schilder fehlen.

Der Freimaurerstein (Bild 10) oder das Judendenkmal mit dem Davidskreuz? Graf Hans v. Schlitz gehörte auch einer Freimaurerloge an. Seine Freunde gleichfalls, besonders unser Großherzog Carl II. der einer der bedeutendsten und führenden Freimaurer war wie auch sein Sohn Georg. – Oder ist das Davidkreuz vielleicht ein Freimaurerzeichen, da zwei Dreiecke übereinander gestellt sind?

Der Schillerstein, 1824 (Bild 11), heute völlig zerstört, da vier große Steinsokkel auf denen der schmale Schriftstein angebracht war, am Boden liegen. Als Text wählte Graf Hans v. Schlitz Namen von Männern, die seine geistige Entwicklung sehr beeinflussten: Der Grieche Plutarch, der Franzose Montesquieu, der Schweizer Rousseau und der deutsche Dichter Schiller. „So manches verdankte ich ihnen und eignete es mir an. Wie die Lehre derselben auch Licht und Kraft begründet, so ruhet hier der ihnen gewidmete Obelisk auf zwei Steinmassen durch die Worte Licht und Kraft.“

Das Lehrer-Denkmal befindet sich am Buchenberg nördlich, mit Blick aus dem Wald zur Koppel. Es ist ein würdiges Erinnerungsmal, das seinen Lehrern am Joachimsthalischen

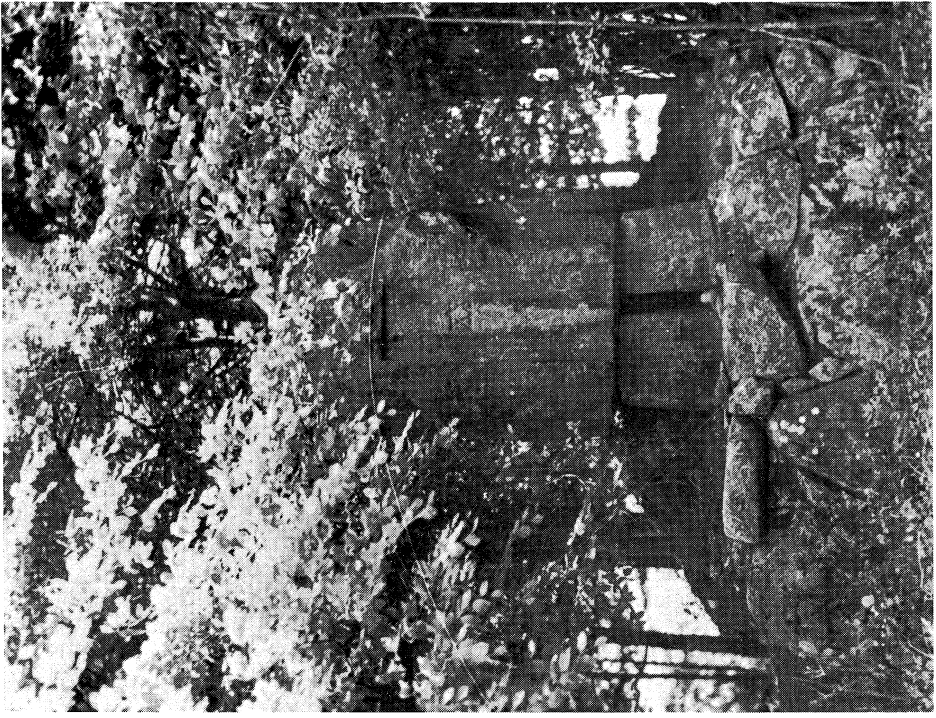


Bild 10: Der Freimaurestein 1813

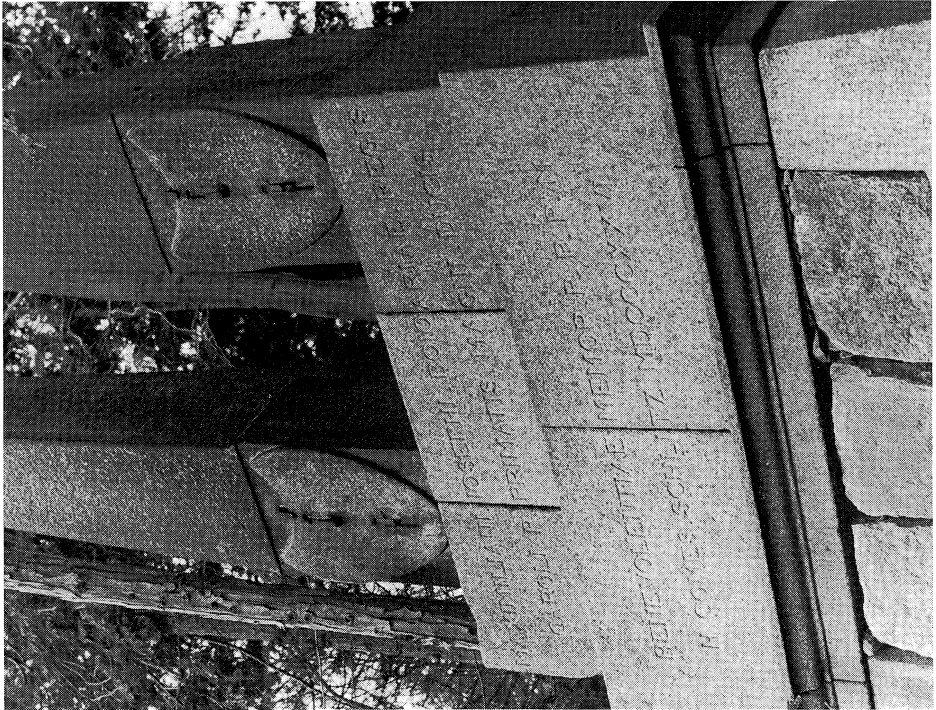


Bild 9: Schilderdenkmal

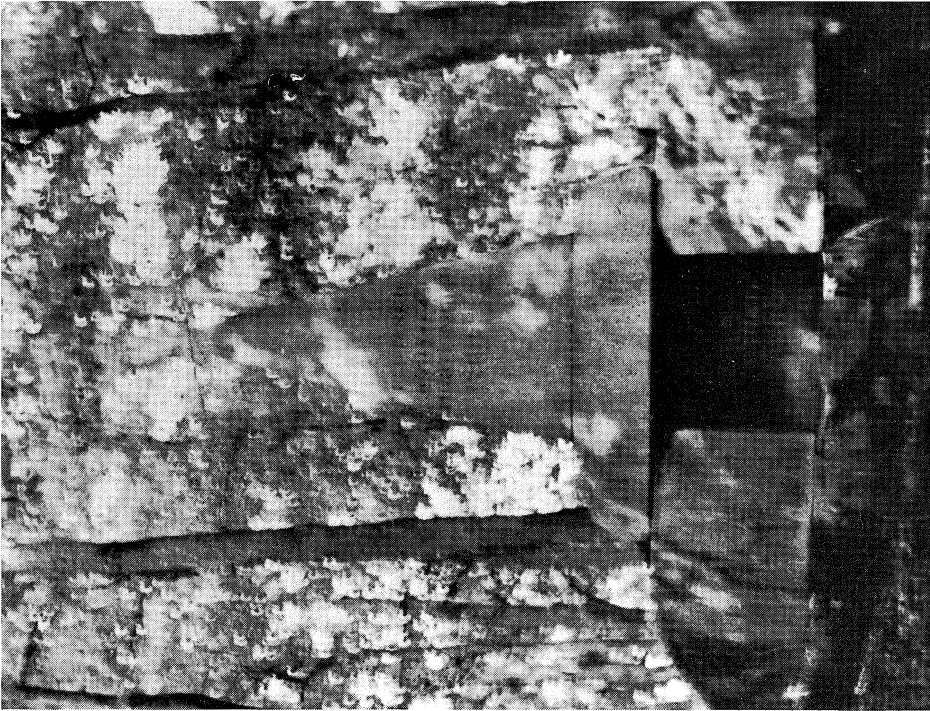


Bild 11: Der Schillerstein 1824

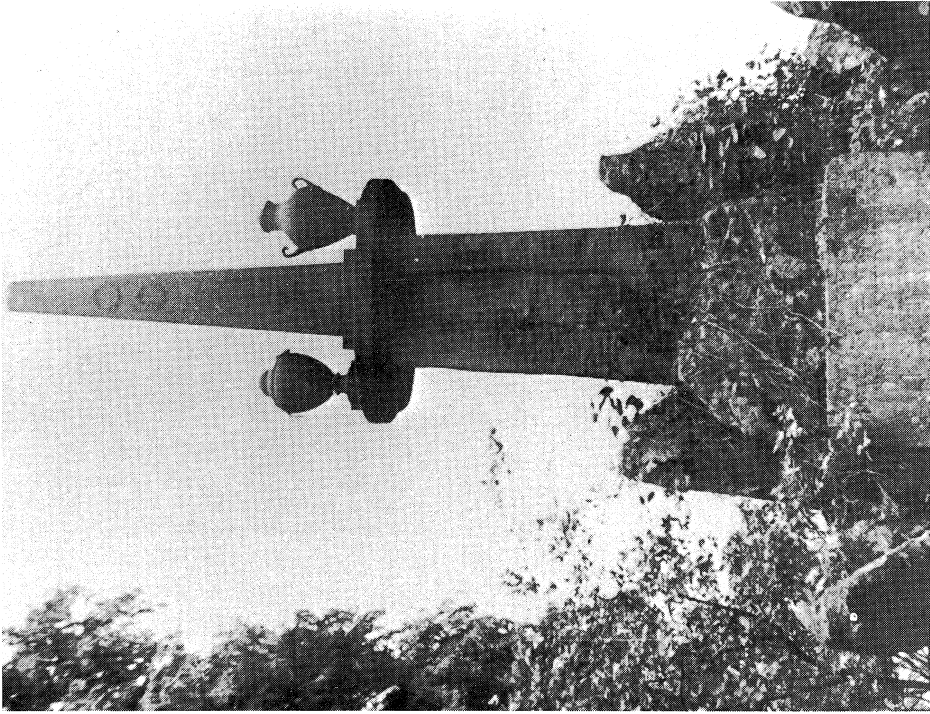


Bild 12: Der Lehrenstein



Bild 13: Georg-Denkmal

Gymnasium in Berlin und dem in Halle errichtet wurde, dem Andenken Meierotto's und dem Lehrer Eberhard, dem Lehrer der Weltweisheit in Halle.

Beiden verdankte er viel in den Jahren seines Schulbesuches. „Sie gingen mir im Leben und im Tode voran. Noch erblicke ich im Geiste Deine heitere Würde verewigter Meierotto – noch höre ich Dich – Eberhardt, wie Scharfsinn und Witz Deine Rede würzte.“ In der Burg Schlitzer Bibliothek befanden sich Bücher von beiden Lehrern. Heute ist das Denkmal völlig zerstört (Bild 12). Auch seinem verehrten Freund Georg von Meckl. Strelitz hat Graf Hans. v. Schlitz ein Denkmal gesetzt. Er war mit ihm auf mehreren Gebieten eng verbunden; einmal durch die Naturliebe und zum anderen waren beide Goethefreunde, zum Dritten verband sie das napoleonische Geschehen in Europa und Preußen, somit auch die Ereignisse von 1806, 1811 und 1813. Hardenberg hatte wie gesagt Graf Hans v. Schlitz gebeten mit dem Erbprinzen Georg die Rheinbundangelegenheit für Meckl. Strelitz in Paris mit Napoleon zu regeln sowie auch das Land in Erfurt und Wien für Herzog Carl II. zu vertreten. Zum anderen nahm Erbprinz Georg regen Anteil an der Entwicklung des Schlosses und der Parklandschaft und entdeckte bei seinen Besuchen seinen Lieblingsplatz auf dem Buchenberg. Dort ließ dann sein Freund Graf Schlitz den Gedenkstein setzen mit den Worten (Bild 13)

GEORGIO POPULI PRINCIPI ET PATRI

Das Rheinbund-Kreuz, 1811, (Bild 14) befand sich links an der Landstraße Karstorf – Hohen Demzin. Der Text lautet: „Liebet eure Feinde.“ Es war 1811 das Jahr als Meckl. Strelitz in der napoleonischen Zeit, der Mecklenburger nannte diese Zeit „die Franzosenzeit“, wie alle Fürstentümer Deutschlands, ein Kontingent Militär für die Armee Napoleons zum Rußlandfeldzug 1812 stellen mußte. Auch das neutrale Mecklenburg blieb nicht verschont. Durch die französische Besatzung und Quartierung in Dorf und Stadt kam es zu

Differenzen und Tötlichkeiten. So wurden u. a. im Teterower Kreis im Nahkampf zwei Franzosen von Demziner Bauern erschlagen. Graf Hans v. Schlitz war in dieser Zeit in Paris im Auftrag Herzogs Carl II. v. Meckl-Strelitz, um mit Napoleon zu verhandeln. Die zwei Toten wurden auf dem Carolinenberg begraben. Wahrscheinlich setzte der Graf hier das Kreuz mit dem Text – „Liebet Eure Feinde!“

Ein besonderes Zeitdokument ist auch das Regensburger Denkmal. (Bild 15 u. 16). Es gilt auch zwei Toten: einem Preußen und einem Österreicher, die 1814 in heftigem Kampf in Regensburg ihr Leben einbüßten:

Die Vorsehung schützte die Meinigen,
Eisen die Kämpfenden nicht. H. Graf Schlitz MDCCCXIV
Im Sturme vor Regensburg,
wo mir die Teuerste lebte,
ließen sinkend im Kampfe
gegeneinander zwei Geharnischte
diese Rüstungen.



Bild 14: Das Rheinbund-Kreuz 1811

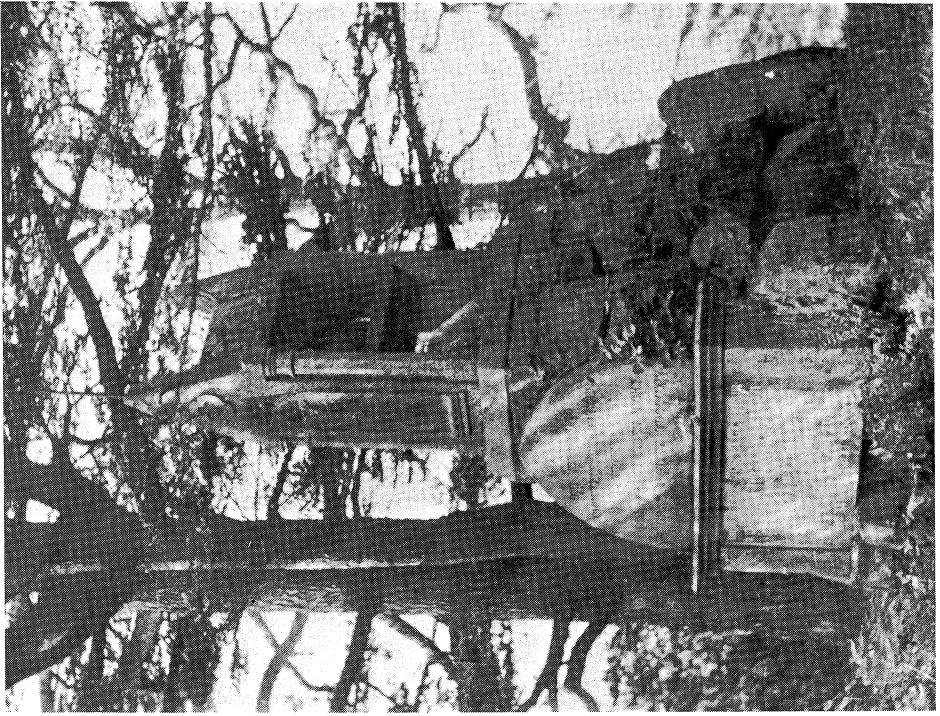


Bild 16: Regensburger Denkmal

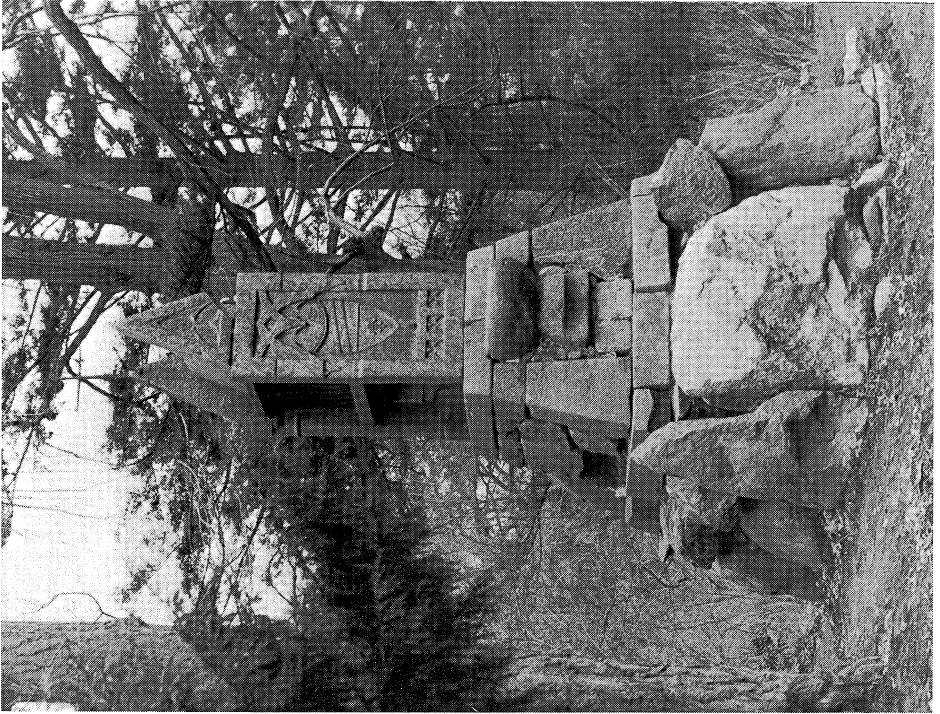


Bild 15: Regensburger Denkmal

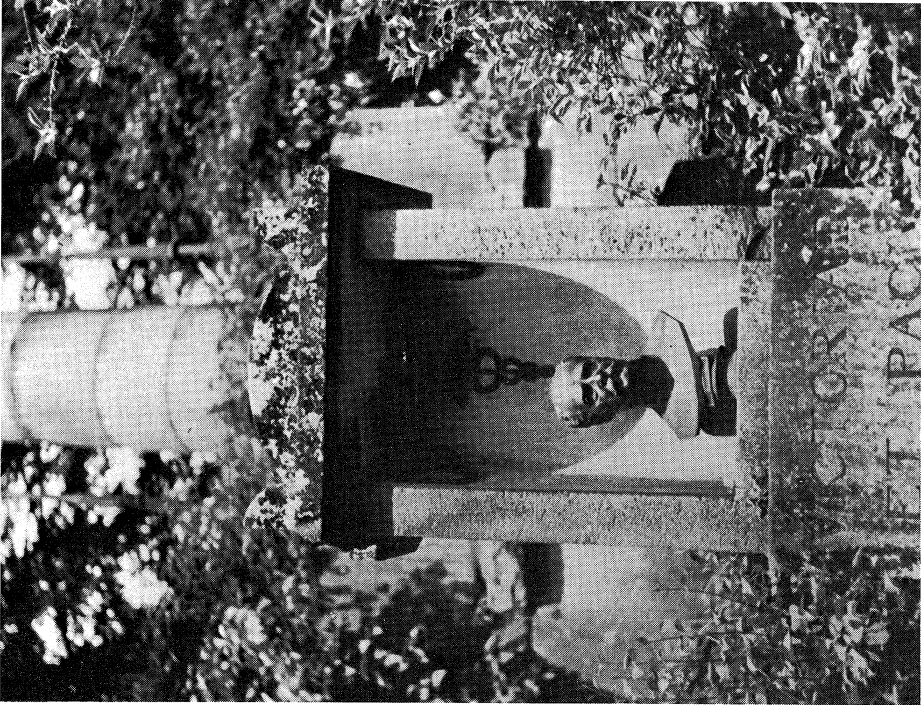


Bild 17: Das 1. Blücherdenkmal Herbst 1817

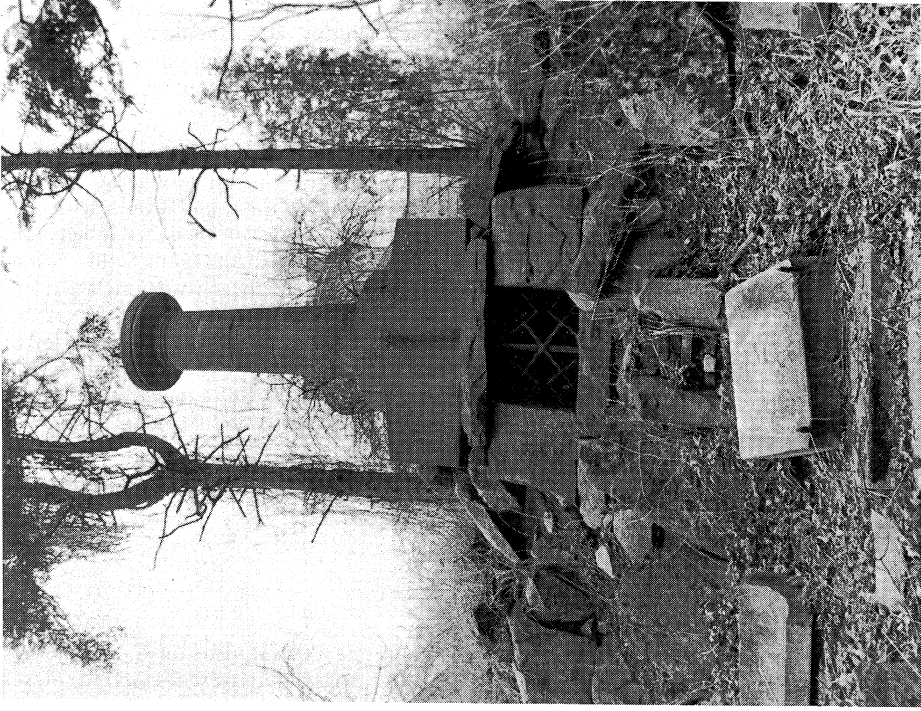


Bild 18: Wellington Denkmal 1815

Dieses tragische Geschehen hat tiefen Eindruck auf den Grafen gemacht: „Bruderzwist, der über Germaniens Fluren schwebte.“ Bei einer Betrachtung dieses Denkmals antwortete er der Betrachterin: „ich war bemüht, derjenige ganz zu werden, der ich bin. Mein Wirken steht unter dem Zwang des Herzens, das nur im Erleben des eigenen Ichs sein Glück findet.“ In der besonderen Form der Neugotik ist das Denkmal gestaltet.

Immer wieder beschäftigte den Grafen die politische Gegenwart: Frankreich – Preußen – Deutschland. Und 1813 kam die Wende im Niedergang Preußens durch den Befreiungskrieg 1813/15. Die Großen, auf militärischem Gebiet Scharnhorst und Clausewitz, auf geistigem Gebiet Wilhelm von Humboldt, auf wirtschaftswissenschaftlichem Gebiet vom Stein und Hardenberg waren bereit, sofort mit dem Neubeginn anzufangen. Schinkel und Rauch waren in Architektur und Kunst in Berlin am Werk. Hellwach war auch Graf v. Schlitz und aktiv tätig als Helfer und Pionier für sein Vaterland einzutreten. Im Jahr 1816/17 setzte er dem mutigen Feldmarschall Gebhardt von Blücher ein Andenken an die letzte Schlacht bei Belle Alliance, die ja die Wende im Freiheitskrieg brachte für Blücher das erste Denkmal in Deutschland, das auch Wellington mit einbezog. Er wählte dafür zwei Daten, das der Schlacht bei Belle Alliance und das des Pariser Friedens mit folgendem Text:

Den Dämon, der noch jüngst
Teutoniens Fessel hielt,
ein fernes Felseneiland
birgt ihn nun gekettet!
Zersplittert ist des Truges Macht,
und Recht und Wahrheit siegen
am 18. Junius und 20. Nov. 1815

Aus dem Eisen der Kriegswaffen ließ Graf Schlitz die Porträtbüste für ein steinernes Monument errichten, „Nun stehe es, und trotzte der Zeit, so weit ein irdisches Gebilde dieses vermag. Ihn feiert die Geschichte als mutigen Helden – auch wenn Eisen und Granit verrottet sind.“ (Bild 17 u. 18).

Übrigens fand sich auch z. Z. in der Schloßchronik von Fürst Blücher ein Brief in den gesammelten „Kulturgeschichtlichen Dokumenten“ vom 23. 1. 1818. Darin dankte er für das ihm zu Ehren errichtete erste Denkmal im Burggarten Schlitz. Blücher schrieb dem Grafen einige Zeilen für seine Chronik „Von Jugend auf war mein Streben den Beifall meiner Zeitgenossen zu erwerben. Es ist mir gelungen. Mein teures Vaterland gibt mir die rührendsten Beweise seiner Zuneigung. Der Bewohner von Burg Schlitz hat mir ein Denkmal errichtet, was mich seiner Freundschaft versichert, übertroffen habe ich mich nicht, mein Dank ist der größte und innigste.

Berlin 23. Januaris G. von Blücher 1818

Im gewissen Zusammenhang mit diesem Denkmal ließ der letzte Besitzer von Burg Schlitz, Staatsrat Georg von Stauß (1931 bis 1945 war er Besitzer) auf dem Rötelberg ein Wehrkreuz errichten. – Von einem Weg, der von Karstorf nach den Glashütten führte, ging ein Weg rechtwinklig ab, der zur letzten Höhe auf den Rötelberg führte, der Volksmund nannte ihn den „Totenweg“, ein alter Forstwärter berichtete, daß man diesen Weg nicht gern ging. Der war zur Wendenzeit ein heidnischer Opferplatz und man glaubte es sei dort nicht geheuer.

Damit sind die historischen Denkmale abgeschlossen.

Als Übergang zu den philosophischen und danach den privaten Denkmälern, soll noch an das sinnvolle Begrüßungsdenkmal erinnert werden (Bild 19).

Es wurde schon anlässlich des ersten Besuches von Achim von Arnim, dem Neffen des Grafen Hans von Schlitz eingehend behandelt.

Der Altenstein (Bild 20) stand in der Nähe der „Achims Buche“. Zwei riesige Granitblöcke trugen die Worte: Alten weilet hier – Vergangenheit – Vergänglichkeit –

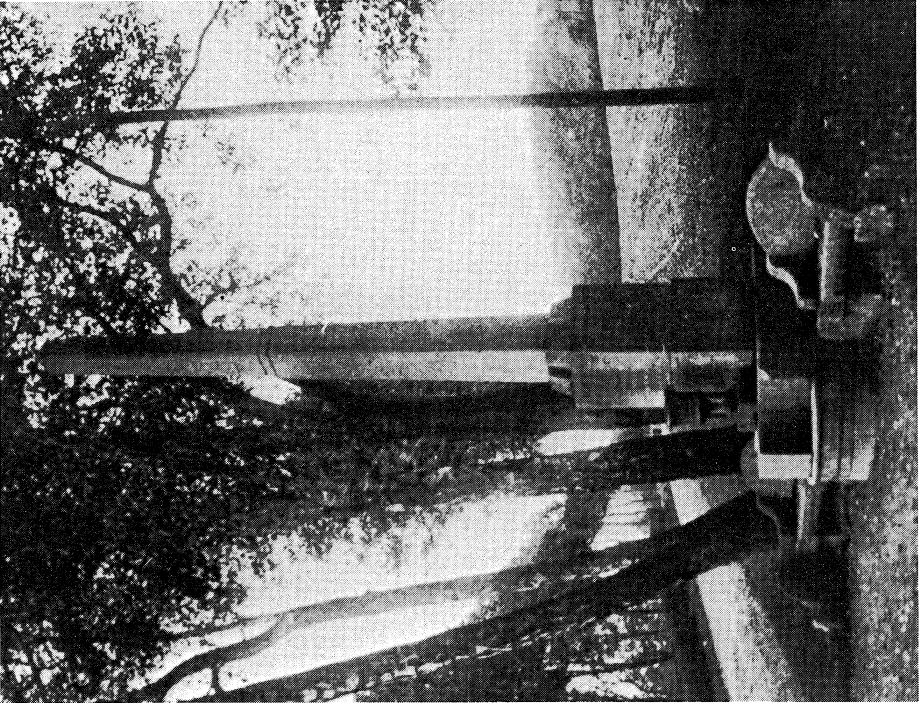


Bild 19: Das Begrüßungsdenkmal



Bild 20: Der Altenstein

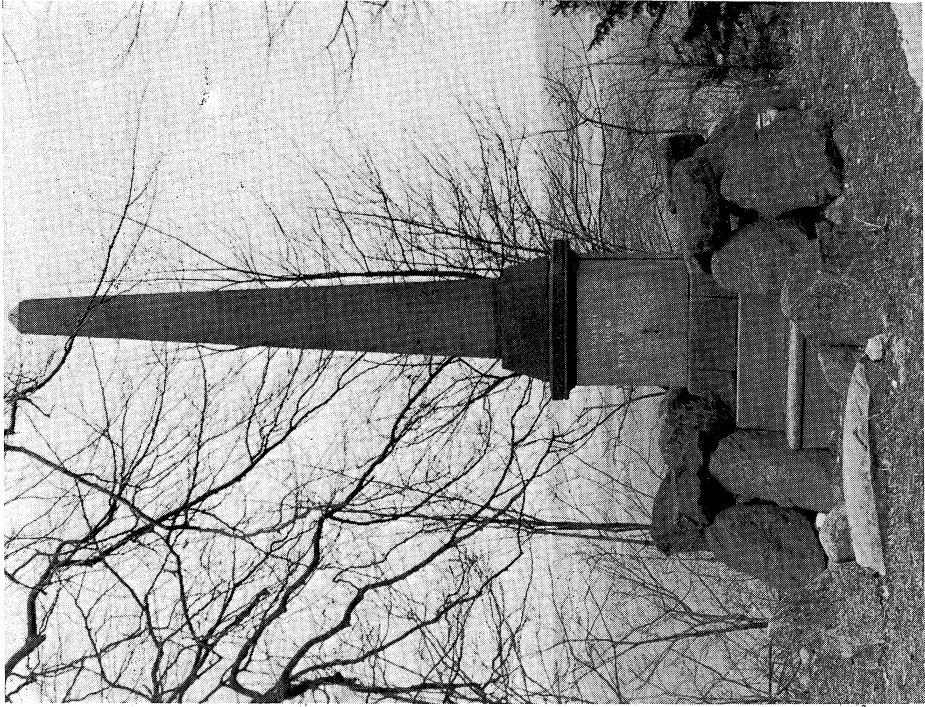


Bild 22: Vier-Wünsche-Obelisk



Bild 21: D D D D
do dico dedico ich gebe,
ich sage, ich weihe



Bild 23: Denkmal für Luise

Ewigkeit. Er wurde den Freunden gesetzt, die nicht mehr fern vom Lebensende sind. Unweit von diesem Ruheplatz sieht man das Kreuz auf dem Berg mit drei anderen Worten: Liebe – Glaube – Hoffnung. Auch liebte der Graf drei andre Worte, die er in drei Buchstaben einmeißeln ließ D. D. D. (Bild 21) Do, Dico, Dedico = ich gebe, ich sage, ich weihe, hieß dieser lateinisch ausgedrückte Gedanke. In vielen Denkmälern klingt Melancholie, Jenseitssehnsucht, Ichbezogenheit, auch menschliche Reife durch.

Ein Vier-Wünsche-Obelisk (1812) (Bild 22) befand sich östlich am Buchenberg und wurde in Preußens tiefster Not unter dem französischen Joch errichtet, als dem Gegner Napoleon der Brudersinn der Deutschen sehr mißfiel. Dieser Obelisk hat vier verschiedene Texte und wird oder wurde deshalb mit verschiedenen Namen genannt.

Auf einer Seite stand nur Leiblin. Fr. Adam Leiblin war der Bauinspektor, dem der Schloßbau anvertraut war. Eine andere Seite trägt den Text:

Friede dem Vaterland!
Segen dem Landbau
Brudersinn den Deutschen
Poesie dem Schöpfer!

Ein Neffe des Grafen fügte später noch folgende Worte dazu, es war Carl Otto von Arnim, am 1. Juli 1821

Der Obelisk – ich schau von ihm in die Ferne,
es glänzt der See und bunt die Landschaft mir,
so blickt der Mensch nach Euch – ihr hellen Sterne
mit voller Brunst, er liebe lieber hier.

Den ersten Vierzeiler des Grafen wollen wir als sein Wunschgebet deuten, das zeitlose Wunschgebet von uns allen – allen Deutschen in Ost und West und in weiter Ferne.

Beginnen wir jetzt mit den Denkmälern privater Natur, d. h. mit denen für die nahen Verwandten und die Freunde des Hauses und auch die Gäste.

Zuerst das für die geliebte Gattin des Grafen, für die holde Luise, geb. von Görz. Der Graf nannte diese Laube: Luisenwahl, 1816 gebaut. Es war der Lieblingsplatz seiner Frau, umgeben von zwei Buchen, Bank und Tisch standen in der Laube. Sie stand am Weg nach Karstorf, gegenüber der Karolinenkapelle. Statt der Buchen stehen jetzt zwei Kastanien dort. Nennen wir gleich noch den Stein am Luisensee, eigentlich ein Denkmal (Bild 23). 1828 wurde dieses Denkmal mit neuen Zeilen – vielmehr Worten versehen – sehr würdevoll stand dieses granitene Epitaph auf großen Feldsteinen und einer dreistufigen Treppe. Die Worte sind Luise gewidmet.



Bild 24: Denkmal für die Gräfin Karoline



Bild 25: Denkmal für die geliebte Elisabeth



Bild 26: Gedenkstein für vier Freundinnen

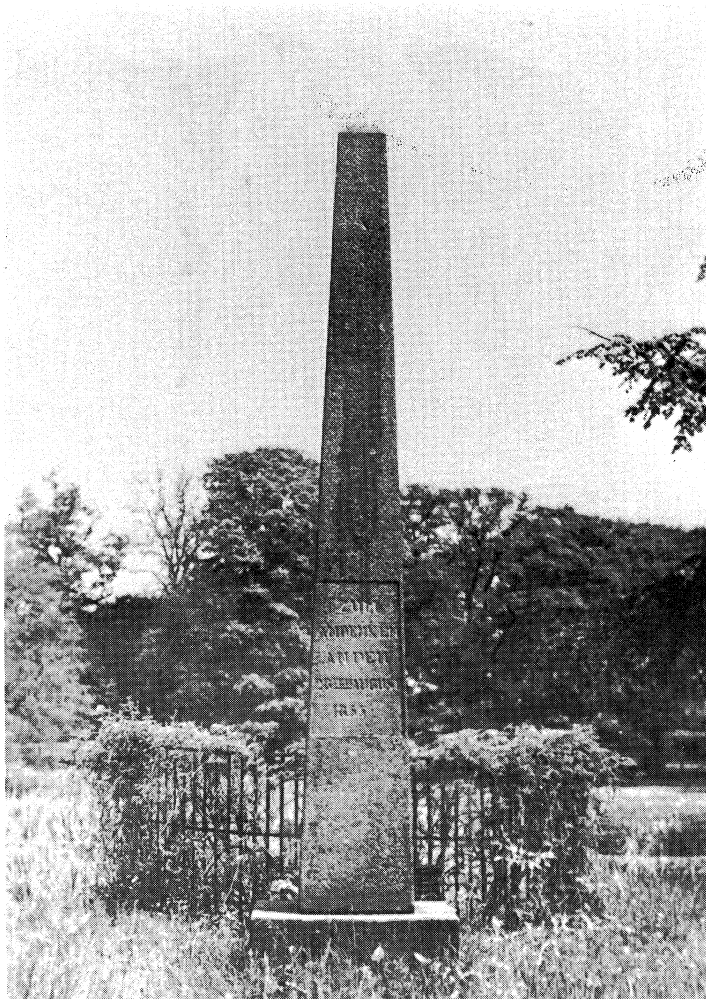


Bild 27: Obelisk auf der Schwan Insel

LUISEN
DER HOLDEN
LEBENS-
GEFÄHRTIN
IST DIESE
ANLAGE
GEWEIHET.
LUISEN-SEE
GENANNT.

Einer Freundin des Hauses wurde 1822 ein großer Granitblock gesetzt, er galt Luise von Graefe (ohne Foto).

Die junge Schwägerin Karoline, Gräfin Schlitz, gen. Görz – war die Verlobte des Grafen Rechberg und starb im 20. Lebensjahr (1772–1792). Es ist gewissermaßen ein Grabstein, der Text lautet:

KAROLINEN GRAEFIN SCHLITZ-GOERTZ
VERLOBTEN GRAEFIN RECHBERG
LEBTE VOM 5. MAERTZ 1772
BIS 6. OKTOBER 1792
WEINET NICHT, LIEBEN, UM MICH
DIE TRÄNEN EINSAMER WEHMUT.
ACH, ES FEHLET DIE HAND,
DIE SIE GETROCKNET SO GERN

Vier Wege führten damals in das Karolinental, Graf Schlitz benannte sie: der Weg der Kinder – der der Jünglinge, der Männer, der Greise. Sie alle wallfahrten zum Karolinenstein ins Karolinental (Bild 24).

Dort wurde der Graf Schlitz – wie er sagte – stets an die kommende „Stille erinnert, die uns alle nach Gottes Rat aufnimmt.“

Südwestlich vom Buchenberg setzte Graf Schlitz einen Gedenkstein für die jung verstorbene Elisabeth mit der Inschrift: Elisabeth verblühte mir am Fusse der Alpen zu Neftenbach d. 27. Juli 1787 H. Graf Schlitz. – Diese Elisabeth war eine sehr geliebte Frau aus der Zeit seiner Reisejahre in der Schweiz und in den deutschen Alpen (Bild 25). Zu diesem Gedenkstein gehört noch ein anderer, der 4 Frauennamen trägt: Wilhelmine – Friderike – Sophie – Friderike, auch sie gehören zu den Erinnerungen seiner Bildungsreisen in den Süden. Er steht auf der Liebesinsel (Bild 26).



Bild 28: Ida's Bank



Bild 29: Das Wanderhaus 1810



Bild 30: Das Hunde-Denkmal

Das Alexander-Kreuz. Am 26. 8. 1819 legte Graf Schlitz die Hände seiner Tochter Adelheid mit denen von Alexander von Alvensleben als Verlobte ineinander. – Nach drei Monaten aber fand die Entlobung statt und die Tochter heiratete Graf Heinrich von Bassewitz. Dies Mal stand auf dem Pannenberg. Es wurde im Jahre 1922 auf das Erbbegräbnis der Familie Schlitz-Bassewitz – nach dem Tod von Graf Rudolf von Bassewitz – gesetzt. Es trägt den Text der Bibel Kor. 13, 13 Glaube – Liebe – Hoffnung.

Der Amalienstein 1828 (ohne Foto) galt einer sehr verehrten Freundin des Hauses, die im August 1818 Gast in Burg Schlitz war: Amalie von Bequelin.

Die Magdalenen-Laube wurde besonders als Fernsicht-Panorama von der Gräfin Magdalene von Bassewitz sehr geliebt. Sie ist zerstört, und es gibt kein Foto.

Der Arkadienstein befand sich auf der Liebesinsel, am Teich in der Schumanns Höhe. Er soll noch aus den ersten Jahren in Karstorf 1801–1805 stammen. Er galt als Altar. „Aus meinen Jünglingsjahren, wo auch der Winter uns als Frühling erscheint.“ Arkadien ist eine gebirgige Landschaft in Griechenland. In der Vorstellung der Romantik lebten dort Hirten und Schäferinnen, glücklich in Liebe und Freiheit.

So mag der junge Hans von Labes z. Z. sich hier mit seinen Freunden, als er noch sein Schlafgemach im Schafstall hatte – viele Jahre – als Arkadier gefühlt haben. Die Namen auf dem Altar für die vier Mädchen mögen ihn an seine Partnerinnen in den Alpen in gewesenen Jugendtagen der vergänglichen Blütezeit von 1785/87 erinnert haben.

Idas Bank (Bild 28) steht am Weg von Karstorf nach Görzhausen unter einer Doppelbrücke. Benannt nach der regierenden Fürstin Ida von Schaumburg-Lippe, geb. Prinzessin von Waldeck. Sie selbst weihte diesen Gedenkstein, am 19. 6. 1819, in Gegenwart des regierenden Fürsten von Schaumburg-Lippe und des Fürsten von Waldeck ein. Er stand unter zwei Buchen am Rötelberg-Weg.

Der Freundschaftsstein war ein Gedenkstein für jahrelange Freundschaft zwischen Burg Schlitz und Schorssow. Er wurde 1912 an der Grenze der beiden Güter aufgestellt. In diesem Jahr nämlich erhielt der älteste Sohn des Grafen Friedrich von Bassewitz das Majorat von Burg Schlitz.

Einen besonderen Obelisk errichtete Graf Heinrich von Bassewitz für seine Frau Adelheid, als sie am 28. 8. 1853 von einer Kur aus Marienbad zurückkam. Dieses Denkmal befand sich auf der neuen Schwan-Insel, wo vorher nur ein Sumpfgebiet war. Es war eine Überraschung für seine Frau, weil der Schwan-See jetzt vergrößert worden war (Bild 27).

Das Wanderhaus (Bild 29) oder der Margaretenstein befand sich rechts an der Landstraße von Karstorf nach Ziddorf. Es war eine Art Tempelhalle auf einem Unterbau aus Steinen, mit zwei offenen Hallen. Es kann sein, daß es ein Unterschlupf bei plötzlichem Unwetter oder Gewitter gewesen ist. Dieses sogenannte Wanderhaus liegt auf einer Anhöhe, auf die eine Steintreppe hinauf führte. Es ist nach der Margarete von Both, die zuerst diesen Tempel betrat, benannt. Vor dem 1. Weltkrieg befand sich noch ein großer Stein über dem Eingang mit der Inschrift: „Dem Wanderer! H. Graf Schlitz 1810“.

Jetzt kommen noch zwei Hunde-Denkmale, das eine steht in der Nähe vom Karolinenstein im Wald. Hier liegt der Lieblingshund des Grafen Hans v. Schlitz. Dann ist noch ein Hundedenkmal vorhanden von dem Nachfolger und Schwiegersohn des Grafen Schlitz es ist Graf Friedrich von Bassewitz. Er begrub dort seine 4 Jagdhunde, die die Namen Wanda - Jes - Bella - No trugen. 1913 (Bild 30).

Fortsetzung folgt

Quellenangabe

1. Dr. Gerh. Böhmer, Die Meckl. Schweiz Teterow 1927, Wanderführer, 44 S.
2. Dr. Gerh. Böhmer, Lebensbild des Grafen Hans v. Schlitz, Biographischer Roman, Teterow o. J.
3. C. Fr. Lisch, Mecklenburg in Bildern II. Rostock 1842/45, S. 34–36
4. Fr. Schlie, Inv. Meckl. Schwerin, 1902, Bd. 5, S. 82/83, Bild S. 82a, Abb. 91/92
5. Mansfeld, Denkmalpflege in Mecklenburg 1951/52, S. 13, Sachsenverlag, Dresden
6. Raabe, Vaterlandskunde von Mecklenburg I, Wismar 1894 S. 1102 u. f.
7. Adamiak, Schlösser und Gärten in Mecklenburg, S. 255 u. 256, Plan 1975, Abb. S. 141–147
8. J. Brandt, Altmeckl. Schlösser und Herrensitze, Bln. 1925, S. 30, Abb. 176–181, 184, 186–188
9. Deiters, Prof. Dr. L., Denkmale in Mecklenburg, S. 276, 331, 333 Weimar, 1977, Abb. 184
10. G. V. Arnswaldt, Mecklenburg, Land der starken Eichen und Buchen, Schwerin, c. J.
11. A. Wagner, Goethe und seine Beziehungen zu Mecklenburg (Manuscript)
12. Dr. Gerh. Böhmer, Mecklenburgisches Hügelland, Landschaft und Wanderfahrten, Heft 8 der Schriftenfolge unserer Heimat, Gau Meckl. Schwerin 1938
13. Fakten aus der Chronik Burg Schlitz b. G. Böhmer, Lebenslied, die sehr wahrscheinlich der Chronik entnommen sind

Fotonachweis:

Institut für Denkmalpflege, Bildarchiv Nr.; Foto Borstell, Teterow, Wilh. Stolpe Teterow, Herrn Borstell und Herrn Stolpe gebührt sehr herzlicher Dank für die Fotos und Textwiedergaben der Denkmale im Park.

A. Wagner

Aus der Neustrelitzer Zeitung Nr. 16 von Mittwoch, den 7. Februar 1866, Correspondenz-Nachrichten.

Correspondenz-Nachrichten

Neustrelitz, 2. Februar. (Theater.) Gestern wurde die Oper „Der Tempel und die Jüdin“ von Marschner zum Benefiz des Hrn. S o w a d e vor vollem Hause aufgeführt. Der Benefiziant stellte den „Wilfried“ namentlich durch Spiel und Vortrag vortrefflich dar. Der Stimme läßt sich zwar der fehlende Schmelz nicht wiedergeben, doch war sie stellenweise so kräftig, wie wir sie früher noch nicht gehört hatten. Den Preis des Abends errang sich Hr. M e l m s als „Guilbert“ durch seine wohlklingende, weiche Stimme, seinen gefühlswarmen, fein nüancierten und wirkungsvollen Vortrag und sein durchdachtes Spiel, wofür ihm wiederholter stürmischer Beifall und Hervorruf zu Theil wurde. Fr. B r a u n sang die „Rebecca“ im Allgemeinen mit großer Bravour, wie überhaupt alle Partien, die einen gewissen heroischen Charakter haben und vor Allem große Kraft und Energie verlangen. Hierzu besitzt sie so ausreichende Mittel, daß in dieser äußerst anstrengenden Partie nur am Schlusse erst die Stimme etwas an Wohlklang einbüßte; während für Partien, die eine zartere Behandlung, gefühlsvolle Wärme und Innigkeit der Empfindung erfordern, das Organ nicht biegsam genug ist, so daß selbst gestern einzelne Stellen (z. B. im 3. Act das Klagelied im Kerker) ganz kalt ließen. Hr. B u r g e r lieferte als „Wamba“ mit wohlklingender, weicher und vorzüglich gut disponirter Stimme, einige wunderhübsche Gesangsvorträge, die den lebhaftesten Beifall fanden. Hr. J a m r a t h überraschte uns als „Maurice“ durch die bedeutenden Fortschritte, welche er in Bezug auf Sicherheit und Lebendigkeit des Spieles und Gesangsvortrages gemacht hat. Hr. W o k u r k a fand sich mit der Partie des „Großmeisters“ recht brav ab, wie denn auch die übrigen Rollen in sehr zufriedenstellender Weise ausgeführt wurden.

Neustrelitz, 6. Februar. (Theater.) Am Freitag dieser Woche ist, wie wir erfahren, die Benefiz-Vorstellung des Hrn. A b m e y e r, der dazu das nach der Zeit des Hoftheaters hier nicht wieder gegebene, durch seinen poetischen Inhalt wie seine schwingvolle Diction bekannte Drama „Die Ahnfrau“ von Grillparzer gewählt hat. Eine besondere Anziehungskraft wird dieser Abend für das hiesige Publikum noch dadurch erhalten, daß eine angehende Künstlerin, Fr. H a h n von hier, deren eminente declamatorische Befähigung bei verschiedenen Gelegenheiten Bewunderung erregte, in zwei Scenen aus „Maria Stuart“ den ersten theatralischen Versuch zu machen gedenkt. Wir hoffen daher um so mehr auf ein recht zahlreiches Publikum.

Bibliothek, Archiv und Museum in Neustrelitz 1796–1950

Zur Kulturgeschichte von Mecklenburg-Strelitz

Von Horst Börjesson

*„Eine Büchersammlung
ist ihrer Natur nach ein corpus mortuum,
dem nur durch den Gebrauch
ein Leben eingehaucht wird.“*

Georg Leyh

Teil III: 1934–1950

Während im ersten Teil des Aufsatzes (vgl. Nr. 89) die Geschichte der Anstalten von der Gründung der Herzoglichen bzw. Großherzoglichen Bibliothek und der Sammlungen über eine erste Blüte unter dem Bibliothekar Gentzen bis zur „Zeit des tiefsten Tiefstandes“ nachgezeichnet worden war, konnte der zweite Teil (vgl. Nr. 90), nach dem Hinzukommen des Hauptarchivs unter von Buchwald ab 1883 und dem Ausbau der Sammlungen zu einem Landesmuseum seit 1921, von der Zeit der größten Fruchtbarkeit dieser „Dreieinigkeit“ unter der Leitung der Archivare Witte und Endler berichten.

Diese produktive Phase brach jedoch schlagartig ab, als 1933/34 das Archiv nach Schwerin verlegt wurde. Nur das Museum verblieb im Schloß, bis auf seine geologischen und vorgeschichtlichen Abteilungen, die zusammen mit der Landesbücherei, wie die Bibliothek inzwischen hieß, in das Parkhaus umziehen mußten.

Reifferscheid 1934–1944/45

Nachfolger des Archivrats Dr. Endler wurde der Museumsrat Dr. phil. Heinrich Reifferscheid (1884–1945). Dieser, in Greifswald gebürtig, hatte wie Witte in Straßburg an der Kaiser-Wilhelms-Universität des damaligen Reichslandes Elsaß-Lothringen studiert und war dort als Dehio-Schüler 1909 mit der Dissertation „Der Kirchenbau in Mecklenburg und Neuvorpommern zur Zeit der deutschen Kolonisation“ promoviert worden.

Zuvor stellvertretender Direktor der Mecklenburgischen Staatsmuseen in Schwerin, begann Reifferscheid seine Tätigkeit im Neustrelitzer Museum „im Sommer 1934“ (laut einer Zeitungsmeldung vom 27. 10. 1937, Karbe-Wagner-Archiv). Nach einer vorangegangenen Reihe meist kürzerer Aufsätze sowohl über vorgeschichtliche Gegenstände als auch über Künstler, Kunstgewerbe und Museumswesen Mecklenburgs (vgl. Fründt und Hollnagel) werden von ihm während seiner Neustrelitzer Zeit lediglich noch angeführt die Aufsätze „Friedrich Lisch, Mecklenburgs Bahnbrecher deutscher Altertumskunde“ (MJbb. 99, 1935) und „Walter Josephi 25 Jahre Museumsdirektor“ [in Schwerin] (Museumskunde 8, 1936). Im Jahre 1941 begegnet Reifferscheid als „Leiter der Verwaltung der Strelitzer Schlösser und der Landesbibliothek Neustrelitz“ (Kürschners Dt. Gelehrtenkal. 1940/41, 6. Ausg.)

Dabei handelt es sich um jenen „in seinem Beruf voll befriedigten Museumsbeamten“, den es zu Beginn der 20er Jahre noch so wenig hatte locken können, in den „unerquicklichen und in ihrer Kleinlichkeit nicht zu überbietenden Strelitzer Verhältnissen . . . auch noch ein Archiv und eine Bibliothek zu übernehmen, von deren fachlicher Verwaltung

er. . . nichts versteht“. Der ersten Aufgabe war er ja inzwischen überhoben, aber die Bibliothek mußte er in Kauf nehmen. Er tat es, indem er das Bibliotheksamt in Neustrelitz mal wieder als „Nebenamt“ deklariert (Jahrbuch der Deutschen Bibliotheken, Jg. 26/27–33, 1936–1943), selbst für den „Bibliothekskonservator“ Karbe. Außerdem gehörten jetzt zum Personal von Museum und Bibliothek, auch nach den letzten drei Staatshandbüchern für Mecklenburg von 1937–39: Museumskonservator Hustaedt, Inspektor Warbehn und Hauswart bzw. Amtsgehilfe Alfred Schilling. Der von Karbe für Okt. 1934 anlässlich einer Ausgrabung bei Bargensdorf erwähnte „Hilfsarbeiter am Hauptarchiv Dr. Engel“ wird in diesem Zusammenhang sonst nicht aufgeführt.

Die Bibliothek hatte inzwischen anscheinend nicht mehr Relevanz gewonnen: H. Beltz führt in seinem 1934 in Rostock erschienenen kleinen Verzeichnis der Literatur zur mecklenburgischen Geschichte unter den „Bibliographien“ die handschriftlichen Kataloge der Universitätsbibliothek Rostock und der Landesbibliothek Schwerin an, aber weder den gedruckten noch den handschriftlichen Katalog der Neustrelitzer Landesbücherei.

1935, ein gutes Jahr nach Verlust der Eigenstaatlichkeit, erschien die noch in Neustrelitz entstandene „Geschichte des Landes Mecklenburg-Strelitz“ von Endler: „mehr ein Denkmal der deutschen Duodezstaaterie denn eine Landesgeschichte“. So urteilt M. Hamann, der Fortsetzer Bolls und Wittes in der Darstellung der mecklenburgischen Geschichte (hervorgegangen aus dem Schweriner Archiv, heute in Hannover). Sollte man aber annehmen, daß wenigstens Endler aufschlußreich Bezug nimmt auf die in „seinen“ Instituten gebotenen Quellen und Materialien, so wird man enttäuscht: „Literatur gibt es über Strelitz wenig“, erfährt man dort kurz, und außer einigen damals eben (auf Archivgrundlage) zustande gekommenen Dissertationen wird kaum etwas angeführt. Auch der pauschale Hinweis auf das Aktenmaterial zeichnet sich nicht durch Transparenz aus. Auf die Rolle der Institute im kulturellen Leben des Landes geht Endler in dieser seiner Darstellung ebensowenig ein wie in seiner Neustrelitzer Stadtgeschichte.

Von bibliothekarischem Belang ist die Mitteilung Metelmanns 1936, „die Landesbibliotheken in Schwerin und Neustrelitz und die Universitätsbibliothek Rostock“ seien am „Deutschen Gesamtkatalog“ beteiligt. Zugleich bietet die Stelle und auch der Titel des Aufsatzes „Wesen und Aufgaben der Landesbibliotheken“ den ersten Beleg für die moderne Anwendung der Bezeichnung „Landesbibliothek“ auf die Neustrelitzer Bibliothek, die sich bislang immer noch „Landesbücherei“ genannt hatte; nach dem Erlöschen der Strelitzschen Eigenstaatlichkeit anscheinend ohne Landesbezeichnung. Im letzten mecklenburgischen Staatshandbuch von 1939 wird die Neustrelitzer wie die Schweriner als „Mecklenburgische Landesbibliothek“ bezeichnet. Beide sind jetzt nachgeordnete Behörden der Abteilung Unterricht, Kunst, geistliche und Medizinalangelegenheiten des Staatsministeriums, ebenso das Landesmuseum in Neustrelitz und die Strelitzer Schlösser; die Bibliotheken dem Gebiet Unterrichtsverwaltung zugeordnet, die Museen und Schlösser dem Gebiet der Kunst.

Der Name „Landesbibliothek“, der in Mecklenburg bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts auftaucht und auch auf die Neustrelitzer Bibliothek angewandt worden ist, „(hat) sich erst in der Zeit nach dem (1.) Weltkrieg einigermaßen vereinheitlicht. . . Dem Namen entspricht eine wirkliche Beziehung des Bibliothekszwecks auf das Land“ (Leppla).

Zieht man einige der erarbeiteten Gattungsmerkmale heran, so trug die Landesbibliothek in Neustrelitz ihren neuen Namen zu recht: Sie war aus einer Fürstenbibliothek hervorgegangen, verfügte über „veralte Bestände“, die „zwar an historisch-antiquarischem Wert gewinnen, aber an gegenwärtiger Nutzbarkeit einbüßen“, und sie entwickelte sich auch „nach der bucharchivalischen Seite“. Die „Zufälligkeit ihrer geschichtlichen Entwicklung“ hatte schon Latendorf 1858 empfunden, und es sind in der Zwischenzeit keine Versuche deutlich geworden, sie durch eine gezielte Erwerbungspolitik zu überwin-

den. Die Bibliothek hat „das auf das Land bezügliche Schrifttum“ gesammelt, aber schließlich scheint sie sich beinahe darauf beschränkt zu haben. Auch als „Mittelpunkt der landesgeschichtlichen Forschungsarbeit“ konnte man sie mit den ihr verbundenen Instituten bezeichnen, doch nach dem Verlust des Archivs waren ihre Wirkungsmöglichkeiten nur noch sehr begrenzt. Eine museale Aufgabe hat sie erfüllt. Insgesamt aber fehlten ihr zur Lebensfähigkeit frische Impulse, für die ihre neuerliche nebenamtliche Verwaltung und die kommenden kriegerischen Zeitläufte nicht günstig waren.

Am mecklenburgischen Pflichtexemplarrecht wurde die Neustrelitzer Landesbibliothek nicht beteiligt. Das geht hervor aus dem „Gesetz über die Abgabe von Freistücken der Druckwerke an die Universitätsbibliothek in Rostock und die Landesbibliothek in Schwerin“ vom 17. Juni 1938. Beide nutznießenden Bibliotheken lagen im ehemals Schwerinschen Gebiet, im Westen und im Norden Mecklenburgs. Der einzigen großen Bibliothek im ehemals Strelitzer Gebiet, im Südosten des Landes, wurde damit ein Zugang vorenthalten, der ihr eine kostenlose Bereicherung an aktueller Literatur hätte bringen können. So mußte sie weiter ins Hintertreffen geraten. Als ein Vierteljahr später ein repräsentativer, von der Gauleitung protegierter „Mecklenburg“-Band erschien, an dem auch Endler und der Bürgermeister von Neustrelitz beteiligt waren, wurde die Landesbibliothek von Schwerin als wissenschaftliche Bibliothek vorgestellt. Danach heißt es nur knapp: „In Neustrelitz besitzen wir eine zweite staatliche Bibliothek“. – Endler, seit 3. 6. 1938 (–1945) Leiter der Landesbibliothek in Schwerin, jedoch im Kriege als Reserveoffizier bald reaktiviert, wird die Aufarbeitung der von ihm überführten Strelitzer Archivalien fortgesetzt haben, denn er brachte noch 1941 in der Reihe „Meckl. Bauernlisten des 15. und 16. Jahrhunderts“ das Heft 3 heraus über „Die Ämter Feldberg, Fürstenberg, Strelitz und Wesenberg mit den Komtureien Mirow und Nemerow und dem Kloster Wanzka“. (Nach 1945 ging Endler nach Oldenburg/O.; vgl. Carolinum Jg. 25. 1959. Nr. 29, S. 63 ff).

In Neustrelitz lassen Neuanschaffungslisten in den Zeitungen der Jahre 1938–1941 (Karbe-Wagner-Archiv) erkennen, daß die Bibliothek, und zwar wahrscheinlich Karbe, sich bemühte, Wünschen des Publikums nachzukommen oder solche anzuregen. Eine dieser Listen aus „den letzten eineinhalb Jahren“ vom Herbst 1940 mit 87 Nummern (hauptsächlich geschichtlicher, auch politischer, volkskundlicher, geographischer und zoologischer Literatur, aber keiner naturwissenschaftlichen, technischen und mathematischen Inhalts) beginnt mit einer kurzen Einführung, die einen Eindruck gibt von der Landesbibliothek in ihrem letzten Domizil: „Sie ist im ersten Stock des schönen Parkhauses untergebracht und hat auch einen kleinen gemütlich eingerichteten Leseraum, in dem man die entliehenen Bücher und die ausliegenden Zeitungen und Monatsschriften in aller Ruhe studieren kann. Dieser Raum ist in den üblichen Tagesstunden regelmäßig geöffnet, während die Bücherausgabe am Donnerstag von 11 bis 13 Uhr stattfindet.“ – Die Ausleihzeit scheint damit gegenüber 1929 eingeschränkt. Bis 1939 war die Zahl der ausgeliehenen Bände, die 1923 maximal 11 216 betragen hatte, auf 1880 gesunken (Bock). 1941 erreichte die Besucherzahl mit nur 165 Lesern im Jahr ihren tiefsten Stand.

Inzwischen war der 2. Weltkrieg ausgebrochen, in dem das „Großdeutsche Reich“ weit in den slawischen Bereich ausgriff. Im Frühjahr 1940 begab sich in Neustrelitz ein „Frontsoldat“ („ . . . son“), Urlauber vom Polenfeldzug, „Auf Entdeckungsfahrt durch eine stille Bücherei“ und fand seine Heimat „mobil“ und „alles . . . auf den Krieg ausgerichtet“. Der Marschall Thurius mußte für ihn aus dem „luftschuttsicheren Keller der Bibliothek“ geholt und aus seiner „kriegsmäßigen Verpackung befreit werden“. Beinahe hätte sich der Fronturlauber „in den wirren Gängen, in denen die Börde jede Sicht verhinderten, verirrt“. Und doch war er schließlich dankbar „für die wenigen Stunden, die er hier zubringen konnte und die ihm eine rechte Erholung gewesen waren“. Der Bibliothekar hatte das Buch in die Luftschutzkiste zurückgelegt, wo es „dem Kriegsende entgegenschlummern“ sollte . . .

In der freien Zeit war Karbe weiterhin wandernd und forschend in seiner Heimat unterwegs und hatte bei Serrahn 1939 eine untergegangene Dorfstelle (Saran) entdeckt, wo

er noch bis 1956 Ausgrabungen vornahm (Wagner). Ungefähr 1940 begann er mit der Niederschrift seiner „Beiträge zur Kulturgeschichte des alten Landes Stargard“, an denen er ebenfalls bis zuletzt arbeitete, die aber bisher nicht gedruckt worden sind (Wagner).

Da lockte ihn der Plan einer neuerlichen räumlichen Veränderung aus der Reserve: „die beabsichtigte Rückverlegung der Landesbibliothek und der angegliederten Sammlungen in das Schloß.“ Sie gab ihm Veranlassung, am 10. Januar 1942 in einer Denkschrift von 6½ Schreibmaschinenseiten an den Reichsstatthalter in Mecklenburg sowie an das Staatsministerium „einige Bedenken hiergegen zu äußern, sowie auch das ganze Problem im weiteren Sinne zu betrachten“ (Karbe-Nachlaß). Nicht, daß Karbe das Parkhaus als das ideale Domizil für die Bibliothek angesehen hätte, ganz im Gegenteil: „Eine Bibliothek, die im Lauf der letzten zehn Jahre ganz populär geworden war, an die Außenkante der Stadt zu verlegen und sie damit der Öffentlichkeit möglichst zu entziehen“ (gesperrt von H. B.), nennt er nachträglich „einen etwas merkwürdigen Beschluß“. Ganz eindeutig darauf führt er den Rückgang der Benutzung zurück. Außerdem sah Karbe die Bibliothek gestört durch Mitbewohner, besonders als die Führerschule auch hierher nachdrängte, „lauter Sportmädel, immer 30–40 Stück zur Zeit, . . . und ein fröhlicher Skandal . . . das Parkhaus (erfüllte)“, der durch übungsbegleitende „rhythmische Tonfolgen“ von Klavieren noch verstärkt wurde.

An der Unterbringung der Bücher nahm Karbe keinen entscheidenden Anstoß, wenn er auch die „himmelhohen Regale“ anführt, die beibehalten oder erneuert worden seien, und für das Innere des Parkhauses das entsprechende Genrebild hervorruft: „Diese Art von Gestellen ist durch das berühmte Gemälde von Spitzweg „Der Bibliothekar“ verewigt worden, findet sich aber sonst zum Glück für die heilen Knochen der Beamten nur noch selten in Deutschland“. Vom Lesezimmer ist Karbe sogar angetan: es „erregt durch seine geschmackvolle Innendekoration und seinen hübschen Ausblick auf den Tiergarten das Wohlgefallen der wenigen Besucher“ (gesperrt von H. B.)

Doch damit war Karbe wieder beim eigentlichen Thema: „Im Parkhaus hatte man also vor dem Publikum so ziemlich Ruhe“, heißt es an anderer Stelle ironisch. War also diese Entscheidung schon falsch gewesen, so sollte die neue nicht wieder falsch sein. Vor allem verwahrte Karbe sich gegen das Hin- und Herziehen: „Es ist doch merkwürdig, daß die Landesbibliothek, ein wissenschaftliches Institut, das seit 150 Jahren besteht und das sozusagen in der ganzen Welt bekannt ist, nicht zu seinem Recht kommen kann“. Karbe sagt auch, was ihm vorschwebt: „Ein eigenes Gebäude im Centrum der Stadt (gesperrt v. H. B.), frei von Mitbewohnern und ungehörigen Beeinflussungen irgendwelcher Art: das ist es, was eine Landesbibliothek verlangen kann.“ Vorher hatte er kategorisch erklärt: „Wenn der Gau oder Staat eine Verkümmern des Instituts vermeiden will, dann muß ein geeignetes Gebäude freigemacht, [!] oder ein neues errichtet werden. Ist das nicht möglich, so wäre es am besten, die Auflösung zu verfügen . . .“ (gesperrt von H. B.)

Dabei ging es Karbe nicht nur um die Bibliothek, sondern auch um die Abteilungen Vorgeschichte, Geologie und Volkskunde des Museums. Während er die volkskundliche als unzulänglich aufzulösen vorschlug, wollte er die anderen sogar noch ausbauen durch die Vereinigung mit den Sammlungen aus Neubrandenburg (Treptower Tor) und Waren (Maltzaneum). Seine eigentliche Empfehlung geht dann auch dahin, für „alles dies . . . ein Gebäude zu errichten, das am Besten [!] Bibliothek und Sammlungen unter einem Dach vereinigt.“

So weit die Denkschrift. Sie brachte Karbe, der nach eigenen Angaben „Mitglied der NSDAP oder irgendeiner ihrer Gliederungen . . . nie gewesen (ist)“, eine schwere Maßregelung ein und konnte die Rückverlegung der von ihm betreuten Museumssammlungen ins Schloß nicht verhindern, die im Winter 1944 erfolgte. Die Bibliothek erhielt zwar kein neues Gebäude, aber konnte im Parkhaus bleiben. Ihre Benutzung freilich scheint in den bedrohlicher werdenden Kriegzeiten eher noch mehr zurückgegangen zu sein.

Jedenfalls findet sich am 18. November 1944 aus der Feder W. Bulls ein Zeitungsartikel unter dem auffordernden Titel: „80 000 Bände wollen gelesen sein!“

Als kurz vor Kriegsende in Rostock noch die große, von der Historischen Kommission betreute und von Heß bearbeitete dreibändige „Geschichtliche Bibliographie von Mecklenburg“ erschien, da gehörte es beinahe schon zur Tradition, daß die Neustrelitzer Bestände dafür nicht ausgewertet worden waren.

„Vor Beendigung des 2. Weltkrieges wurde Dr. Reifferscheid zum Volkssturm eingezogen. Der Konservator Walter Karbe betreute die Bibliothek bis 1945 ganz allein. Ihm allein ist es zu verdanken, daß die Bibliothek keine nennenswerten Verluste ihrer Bestände zu verzeichnen hat“ (Bock).

Während das Parkhaus unversehrt blieb, wurde das Neustrelitzer Schloß, das Landestheater und das ehemalige „Regierungsviertel“ am Parade- (heute: Rathenau-) Platz im April 1945 bei Kriegsende zerstört. Das war nicht nur eine symbolische „Enthauptung“ des Stadtbildes, denn die Ruinen dieser repräsentativen Gebäude wurden größtenteils abgetragen und durch barackenähnliche Bauten ersetzt, sondern die Zerstörung des Schlosses bedeutete zugleich den Untergang des Landesmuseums und der Schausammlungen. Damit war nach dem 1934 abgetrennten Hauptarchiv der zweite und sogar mit der älteste Teil der Neustrelitzer „Dreieinigkeit“ dahin. Allein das beim Parkhaus verbliebene Depot der vorgeschichtlichen Abteilung hat den Krieg überstanden. Nach 1945 wurde es provisorisch am Zierker See untergebracht, dann aufgelöst und im Sommer 1964 ins Bezirksdepot am Müritz-Museum Waren überführt (Schoknecht).

Ende April/Anfang Mai 1945 hatten die siegreichen alliierten Truppen Mecklenburg besetzt, zum 1. Juli 1945 die Briten und Amerikaner den Westteil des Landes wieder verlassen. Fortan gehörte, von kleinen Grenzänderungen abgesehen (z. B. Ratzeburger Dominsel an Schleswig-Holstein), ganz Mecklenburg zur sowjetischen Besatzungszone Deutschlands.

Schon sehr bald setzte die Sowjetische Militäradministration in Deutschland (SMAD) eine deutsche Landesverwaltung ein, die sich auch auf die pommerschen Gebiete westlich der Oder (ohne Stettin) erstreckte. Dementsprechend war die Landesbezeichnung zunächst Mecklenburg-Vorpommern, wurde aber 1947 auf Veranlassung der Besatzungsmacht in Mecklenburg geändert. Landeshauptstadt war wiederum Schwerin.

Ab 1946 wurden mecklenburgische Regierungen aufgrund von Wahlen zu einem Landtag gebildet. Dieser nahm 1947 eine Verfassung an nach einem Entwurf der SED, die eine sozialistische Ordnung anstrebte und durchsetzte. Von der Bodenreform mit der entschädigungslosen Enteignung aller Güter über 100 ha wurde das überwiegend agrarische Mecklenburg und besonders der grundbesitzende Adel, die ehemals mächtige Ritterschaft, stark betroffen, von der sich abahnenden Kollektivierung zudem das freie Bauerntum. In der Nachkriegszeit krasser wirtschaftlicher Not, die sich nur langsam milderte, begann ein rigoroser gesellschaftlicher Umschichtungs- und ideologischer Umerziehungsprozeß, dem sich auch viele Mecklenburger durch die Flucht in den Westen Deutschlands entzogen, darunter die alten Namen und ein beträchtlicher Teil des Bildungsbürgertums. Andererseits ergoß sich ein breiter Strom heimat- und mittellos gewordener Flüchtlinge und Vertriebener aus den Ostgebieten des Reiches nach Mecklenburg hinein. All das führte zu einer Veränderung in der Zusammensetzung der Bevölkerung sowie zu ihrer weiteren Entmündigung und Proletarisierung. 1949 wurde das neue Land Mecklenburg Teil der im Oktober proklamierten DDR. Im Zeichen des „demokratischen Zentralismus“ Lenins war jedoch bereits vorher durch Maßnahmen der Besatzungsmacht und der deutschen Zentralbehörden eine Aushöhlung der Landesstaatlichkeit eingeleitet worden, die fortgesetzt wurde und der schließlich das Land Mecklenburg wie alle anderen Länder der DDR zum Opfer fallen sollte.

Auch das Bibliothekswesen wurde von Anfang an den neuen politischen Zielsetzungen unterworfen bzw. zu ihrem Instrument gemacht und dabei schließlich im Interesse der „Gesamtentwicklung“ ebenfalls zentralisiert. Das forderte wiederum Opfer unter den Bibliotheken, und dazu sollte die Landesbibliothek Neustrelitz gehören. Zur Charakterisierung dieser Vorgänge und Zusammenhänge sei eine längere Passage aus authentischer Sicht eingerückt. Ohne Kommentar, lediglich mit einigen Hervorhebungen, möge sie für sich sprechen:

„Völlig neu für die wissenschaftlichen Bibliotheken waren die Aufgaben, die sich aus der Reform des Schulwesens und des Hochschulwesens ergaben sowie aus der Forderung, in der Wissenschaft, die bisher der Klasse der Ausbeuter gedient hatte, Partei für die Sache der Arbeiterklasse zu ergreifen und ihre Interessen zu vertreten. Die Bibliothekare mußten lernen, nicht mehr Beamte zu sein, die dem Obrigkeitsstaat ergeben waren, sondern als Demokraten Verantwortung für einen Staat zu tragen, der ihnen selbst gehören sollte, und ihre Fähigkeiten und Kräfte in den Dienst des Friedens und der Völkerfreundschaft zu stellen.

Die Arbeit an allen wissenschaftlichen Bibliotheken begann nach dem 8. Mai 1945 buchstäblich mit der Beseitigung der Trümmer und mit der schnellen Nutzbarmachung der vorhandenen Bestände. Die Sichtungsarbeiten, die zur Überführung des faschistischen Schrifttums an die Sperrbibliotheken in Berlin und Leipzig durchgeführt wurden, nahmen trotz der Mithilfe freiwilliger Kräfte mehrere Jahre in Anspruch und gehörten zu den verantwortungsvollsten Aufgaben der Bibliotheken in den ersten Nachkriegsjahren. Eine zweite ebenso bedeutungsvolle Aufgabe war die Erfassung und Übernahme der aus der Bodenreform anfallenden Literatur, die in Volkseigentum übergang und fachkundig sichergestellt werden mußte. Sie belastete die Bibliotheken mit umfangreichen zusätzlichen Arbeiten.

Eine erste Erhebung, die im Jahre 1950 (Stichtag: 31. 12. 1949) zentral für die Bibliotheken der Deutschen Demokratischen Republik durchgeführt wurde, ermittelte für die zwölf größten wissenschaftlichen Allgemeinbibliotheken einen ausleihfähigen Gesamtbestand von ca. 8,5 Millionen Bänden, zuzüglich von rund 150 000 Lesesaalwerken. Aus den Angaben des im Jahre 1950 erschienenen Adressenverzeichnisses deutscher Bibliotheken ergibt sich für die fünfzehn, später dem Staatssekretariat für Hochschulwesen unterstellten wissenschaftlichen Bibliotheken ein Gesamtbestand von 10 476 000 Bänden.

Diese beachtliche wissenschaftliche und literarische Substanz, die natürlich auch nach der Sekretierung alles faschistischen und militaristischen Schrifttums im wesentlichen die Charakteristika des idealistischen Denkens und der bürgerlichen Ideologie trug, sinnvoll für die Zwecke der sozialistischen Wissenschaft zu vermehren, planmäßig und parteilich zu erschließen und für die vielfältigen Zwecke bei der Erfüllung der Volkswirtschaftspläne einem möglichst breiten Leserkreis bereitzustellen, war der gesellschaftliche Auftrag, den die junge Republik an die wissenschaftlichen Bibliotheken zu stellen hatte. Er konnte nur erfüllt werden mit fachlich qualifizierten und politisch bewußten Kadern und einer planvollen Koordinierung der Arbeit im Gesamtbereich des Bibliothekswesens.

Bis zur Gründung der Deutschen Demokratischen Republik hatten die wissenschaftlichen Bibliotheken ihren Wiederaufbau ohne nennenswerte Abstimmung und Zusammenarbeit über die Grenzen der damals noch bestehenden Länder hinweg vorgenommen. Sie erhielten ihre Anleitung von den Ministerien für Volksbildung der Länder, deren Schwerpunktaufgaben allerdings die Durchführung der Schulreform und der Hochschulreform waren, so daß die Lösung der Bibliotheksprobleme nicht überall und nicht immer die nötige Beachtung fand. Außerdem vertraten die Bibliotheksfachleute allzu eng die Belange ihrer Institutionen und richteten ihren Blick noch zu wenig über die Lokalinteressen hinweg auf die Gesamtentwicklung.

Mit der Bildung des Staatssekretariats für Hochschulwesen im Februar 1951 und der Unterstellung der zentralen wissenschaftlichen Bibliotheken unter eine zentrale Regierun- gsdienststelle wurden die verwaltungsmäßigen Voraussetzungen für die Schaffung eines einheitlichen wissenschaftlichen Bibliothekswesens geschaffen.“ (W. Schmidt, Grundzüge der Entwicklung des wiss. Bibliothekswesens in der DDR (1949 – 1959); in: Zentralblatt für Bibliothekswesen 73. 1959, Sonderheft; Sperrungen durch H. B.)

Feldhaus / Fröhmccke / Schnabel / Dobat 1945 – 1950

Von den drei Neustrelitzer Kulturinstituten war nach dem Kriege nur die Landesbibliothek noch übrig. Der Konservator Karbe, inzwischen 68 Jahre alt, hat sie zunächst noch weiter betreut, nebenberuflich seine Heimatforschung fortgesetzt und sich auch jetzt auf Engagements von Lehrerbildungsanstalten, der Kreisschulverwaltung und des neuen Kulturbundes als Wanderwart und Referent zur Verfügung gestellt. Das Ende seiner hauptberuflichen Laufbahn kam jedoch heran, und bei schnell wechselnden Vorgesetzten, die alle ihr Amt nur kommissarisch ausübten, sowie bei der bald offenbar werdenden fehlenden Perspektive für die Bibliothek gestaltete sie sich unruhig und wenig erfreulich.

Er sollte einen alten Bekannten wiederkehren sehen, der sie beide vor über 20 Jahren „die besten Freunde“ genannt hatte: Graf Stenbock-Fermor. Aber nicht, um „nach Herzenslust zu schmökern, zu blättern, zu studieren“, kam er diesmal. Sondern Stenbock-Fermor, von dem Karbe 1933 ein „marxistisches“ Buch aus der Bücherei hatte entfernen sollen, war jetzt Stadtrat für Kultur in Neustrelitz und hatte seinerseits „die Bibliotheken von Naziliteratur zu säubern“ . . .

Stenbock-Fermor wurde dann noch im Herbst 1945 Oberbürgermeister von Neustrelitz und Strelitz, aber nur bis ins nächste Jahr. – Derweil erlitt ebendort der um die Strelitzer Kulturinstitute hochverdiente Hans Witte, inzwischen 78jährig, unter auferlegter schwerer körperlicher Arbeit im Dez. 1945 ein mühsames Ende (vgl. Carolinum 25. Jg. 1959. Nr. 30, S. 72 ff.).

Karbe hatte es jetzt mit anderen Vorgesetzten zu tun, wahrscheinlich vier an der Zahl in den gut fünf Jahren, in denen die Bibliothek noch bestand. Bock, der „das Gespenst der Auflösung“ für die Bibliothek nach Kriegsende mehr und mehr in den Vordergrund treten sah, behandelt drei der Herren und ihr Wirken kurz in zwei Sätzen folgendermaßen: „Die kommissarischen Leiter Dr. Ing. h. c. Franz Maria Feldhaus und der Schriftsteller Otto Fröhmccke haben die Bibliothek wenig gefördert und zum Teil schwer geschädigt. Der letzte kommissarische Leiter, der jetzige Bürgermeister von Neustrelitz, Fritz Dobat, brachte vielen guten Willen mit, konnte aber das Schicksal der Bibliothek nicht mehr wenden.“ (Die Kaderakten „befinden sich im Staatsarchiv Schwerin, die hiesige [Neustrelitzer] Akt.-Nr. war 154.46,“ Wagner, briefl. 1975.)

Dabei war Franz Maria Feldhaus (1874 – 1957), damals schon 71 und somit noch drei Jahre älter als Karbe, ein prominenter Mann. Als Schüler von Max Eyth hatte er sich als Technikhistoriker einen Namen gemacht („Die Technik der Vorzeit, der geschichtlichen Zeit und der Naturvölker“ 1914, 1965; „Die Technik der Antike und des Mittelalters“ 1930; „Die Maschine im Leben der Völker“ 1954) und in Berlin ein großes einschlägiges Archiv angesammelt, das aber offenbar nie nach Neustrelitz gelangt ist, sondern nach Wilhelmshaven, wohin Feldhaus sich anschließend wandte. (Das Feldhaus-Archiv kam nach seinem Tode an die Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Berlin-West.) In Neustrelitz – für ihn anscheinend nur eine Durchgangsstation – war Feldhaus von Mai 1945 – 1947 „Leiter der Technischen Betriebe und der Landesbibliothek“, letzteres aber nur bis Frühjahr 1946, also weniger als ein Jahr. Er wird geschildert als „ein sehr vitaler, aber auch rücksichtsloser Mann. Er hat sich gewiß wenig Freunde gemacht und ist nach einem ersten glänzenden Aufstieg an seiner Hybris gescheitert“ (Schimank).

Auch in Neustrelitz scheint Feldhaus sich zumindest unter der alten Mannschaft von Bibliothek und Museum: Karbe, Hustaedt und Warbehn, nicht beliebt gemacht zu haben. In einem Brief an Karbe beschwert er sich darüber, daß diese drei „sich über meine Tätigkeit hier im Hause abfällig geäußert haben“, und er droht Karbe einen eingehenden Bericht an das Ministerium über „die zahlreichen Fehler und Vernachlässigungen und die wirklich unverständlichen Vorkommnisse und Unterlassungen hier im Hause“ an (Karbe-Wagner-Archiv). Feldhaus „stellte die bisherige systematische Aufstellung auf den Numerus currens um, der sich aber in der Landesbibliothek nicht bewährte und wieder abgeschafft wurde“ (Bock).

Über die Benutzung unter seiner Leitung liegen widersprüchliche Angaben vor. Bock spricht allgemein vom „Aufstieg (der Besucherzahl) seit dem Jahre 1945“. In einer Beurteilung des Nachfolgers Fröhmcke durch den Neustrelitzer Bürgermeister ist die Rede von dem „während der Dienstzeit von Dr. Feldhaus sehr zusammengeschrumpften Leserkreis“ (Karbe-Wagner-Archiv). Bei einer Feier aus Anlaß des 150jährigen Bestehens der Landesbibliothek am 20. Jan. 1946, von der sich „Programm und Einladung“ erhalten hat (Karbe-Wagner-Archiv), hielt Feldhaus als „Leiter der Landesbibliothek“ einen Vortrag unter dem Titel: „Unsere Bibliothek, ihre Entstehung, ihre Vergangenheit und ihre Aufgaben in der neuen Zeit“, in dem er, wie Bock sagt, „mit Recht die Fehler der Vergangenheit nach(wies); seine Vorschläge zu einer Reorganisation der Bibliothek waren jedoch nur oberflächlich und wurden nach seinem Weggang wieder abgestellt“. Anschließend an die Feier war vorgesehen eine „Führung durch die Ausstellung von Büchern und Musikalien, die Bibliothek und das im Aufbau befindliche Museum, insbesondere die bisher verborgene große Sammlung gefälschter bronzener, wendischer Götzen aus Retra' [!]“, die Prillwitzer Idole.

Der Weggang Feldhaus' lag nicht sehr viel später, und ein anderer Teilnehmer an der Feier, damals als Nachfolger Stenbock-Fermors Leiter des Kulturamtes, wurde am 1. April 1946 widerstrebend kommissarischer Leiter der Landesbibliothek: der Schriftsteller Otto Fröhmcke (1899 – 1947). Von ihm stammt die Anregung, „um die Ministerialbibliothek als Kernstück eine neue Bibliothek zu gruppieren“. Bock schreibt dazu, sie „mußte daran scheitern, daß die Ministerialbibliothek [eine Abteilung der Landesbibliothek] nicht als organisches Ganzes anzusehen war“. 1946 veröffentlichte Fröhmcke die Komödie „Es-Dur-Symphonie“, 1947 die Novelle „Begegnung in Walsch“, eine traurige Liebesgeschichte unter einem Motto Wiecherts, und die Erzählung „Das Schwedenloch“. 1948 erschien von ihm der schmale Lyrik-Band „Wolken wissen nichts vom Leide. Gedichte einer Landschaft“. Der Verfasser, „der unlängst aus reichen dichterischen Plänen hinweggerafft worden ist“, wie der Verlag schrieb, erlebte die letzte Veröffentlichung nicht mehr. Er, „der . . . dem Alkohol sehr zusprach“ (Wagner, briefl.), war schon am 7. April 1947 aus dem Leben gegangen. Sein Verlag rief ihm nach: „Durch Otto Fröhmckes frühen Tod verliert die sich neu formende deutsche Literatur ein starkes Talent“.

Leiter der Landesbibliothek war Fröhmcke also auch nur ein Jahr. Vom Bürgermeister wurde ihm bescheinigt, „als aktiver Antifaschist bereits durch sein schriftstellerisches Werk bekannt gewesen“ zu sein. Außerdem wird seine Mitgliedschaft in der SPD vor 1933 und jetzt in der SED dokumentiert. Fröhmcke sei bestrebt, so heißt es hier im Sept. 1946 weiter, „den während der Dienstzeit von Dr. Feldhaus sehr zusammengeschrumpften Leserkreis nach allen Richtungen zu erweitern, was ihm in vollem Umfange gelungen ist. Die Leserschaft der Landesbibliothek setzt sich heute aus allen Schichten der Bevölkerung zusammen“.

Möglicherweise hat ja der von Bock festgehaltene Aufwärtstrend in der Benutzung nach 1945 erst unter Fröhmcke richtig begonnen. Der Aussage über die Zusammensetzung der Benutzerschaft widerspricht jedoch die seit 1945 geführte Leserkartei. Danach waren 60% der Benutzer Oberschüler, 30% Geistesarbeiter, 8% Gewerbetreibende und 2% Angehörige aller übrigen Berufe (Bock).

Und dann heißt es aber auch: „Um die Erhaltung der Landesbibliothek im östlichen Mecklenburg (gesperrt von H. B.) hat sich Herr Fröhmcke besondere Verdienste erworben.“ Für die Erhaltung der Bibliothek mußte man sich also 1946 trotz Zunahme der Benutzung schon einsetzen. Im gleichen Jahr hatte Schnabel, der Nachfolger Fröhmckes im Neustrelitzer Kulturamt und (als solcher?) später auch in der kommissarischen Leitung der Bibliothek, in einem Zeitungsartikel leicht apologetisch erklärt: „Für die Stadt Neustrelitz, für den gesamten Kreis und darüber hinaus für den östlichen Teil Mecklenburg-Vorpommerns bildet die Landesbibliothek trotz ihrer wissenschaftlichen ‚Rückständigkeit‘ (gesperrt von H. B.) für die Gegenwart eine geistige Stätte, die für das kulturelle Leben mehr bedeutet als ein Buchmuseum.“ Laut Schnabel ist die Bibliothek nach dem Auszug der Sportschule vor Kriegsende „in mühseliger Aufbauarbeit . . . gesichtet und geordnet“ worden. Der Bestand wird von ihm statt wie bisher mit 80 000 jetzt mit etwa 100 000 Bänden angegeben. Er bezeichnet die Bibliothek als „eine Büchersammlung mit allen charakteristischen Merkmalen wie sie fürstliche Liebhaberei, ernste Forschungsarbeit und geringe bibliothekswissenschaftliche Erfahrung (gesperrt von H. B.) mit sich bringen“. Von den „in großer Anzahl“ vertretenen mathematischen und naturwissenschaftlichen Büchern heißt es: „. . . ihr bildender Wert tritt hinter ihren historischen Wert weit zurück“. Insgesamt vermißt auch Schnabel die „stetige Linie“: „Manche Entwicklungsreihen brechen mit dem Tode des jeweils regierenden Großherzogs ab, neue werden angefangen und bleiben in den Anfängen stecken“. Ferner meint er: „Eine systematische Katalogisierung ist nach modernen Grundsätzen nicht eingeführt worden; das ist eigentlich erst die Hauptarbeit der neuen Leitung“.

„Vom 4. bis 6. Okt. 1946 wurde in Berlin die erste Tagung der Bibliothekare der sowjetischen Besatzungszone durchgeführt“ (Mones). „Zunächst berichtete der erste Direktor der Öffentlichen Wissenschaftlichen Bibliothek zu Berlin, Dr. Haenisch (gesperrt von H.B.), über den augenblicklichen Stand der wissenschaftlichen Bibliotheken der Zone“. Dabei besprach er auch die Verhältnisse der Landesbibliothek in Neustrelitz. Inhalt und Tendenz seiner Ausführungen konnten jedoch nicht eruiert werden. Nach den Ermittlungen der Deutschen Staatsbibliothek in Berlin(-Ost) „sind die Materialien des 1. Bibliothekartages von 1946 offenbar nicht im Wortlaut veröffentlicht worden . . . Auch im Archiv der Deutschen Staatsbibliothek sind keine weiteren Materialien über diese Tagung vorhanden“ (Kittel, briefl.).

Noch im Jahre 1946 kam der geborene Neustrelitzer, Caroliner und gelernte Kaufmann Adolf Hollnagel (1907 – 1975) aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft als Bodendenkmalpfleger für Ostmecklenburg nach Neustrelitz, der zuvor nebenberuflich bereits eine umfangreiche Privatsammlung von Altertümern zusammengetragen hatte. „Karbe dachte an ihn als seinen Nachfolger und holte ihn in die Bibliothek und das Rest-Museum“ (Wagner).

Am 16. April 1947 meldete die „Landeszeitung“ in Neustrelitz eine Verurteilung wegen Diebstahls, u. a. auch in der Landesbibliothek. Deren kommissarischer Leiter wurde nach dem Tode Fröhmckes wahrscheinlich zunächst Dr. Walter Schnabel (+), Journalist und Schlesienflüchtling, dann (belegt zuerst Dez. 1948) Fritz Dobat: „Krank . . . auf das ruhige Gleis der Landesbibl. abgestellt“, war er von Beruf Grafiker, „ebenfalls ein blutiger Laie“ (Wagner, briefl.). In der „Landeszeitung“ 1949/50 begegnet man Dobat dreimal als Leiter der Landesbibliothek, einmal übrigens auf der Suche nach dem Grab des Lexikographen Daniel Sanders auf dem Friedhof von Strelitz. Vorübergehend war er dann Bürgermeister von Neustrelitz, anschließend Objektleiter des Altersheims im Mirower Schloß (Wagner, briefl.).

Ein anscheinend von der Mecklenburgischen Landesregierung bestelltes Gutachten über die Landesbibliothek Neustrelitz erstattete Schnabel unter dem 8. April 1947 (Bock). Er stellte dazu auch Berechnungen über die Bestände an und kam auf 80 000 bis 100 000 Bände. Bock schreibt dazu: „Eine genaue Zählung der Bestände ist meines Wissens

niemals erfolgt“. Schnabels Vorschläge „gingen darauf hinaus, die Bibliothek in eine Kreistagsbibliothek und in eine Bibliothek für Schüler aller Anstalten zu zerlegen“. An eine Schülerbücherei zu denken, lag nahe, denn die Oberschüler (in Neustrelitz trat nach dem 2. Weltkrieg die Clara-Zetkin-Oberschule an die Stelle des Gymnasiums Carolinum) werden auch deshalb den Hauptteil der Benutzer der Landesbibliothek gebildet haben, weil die Bibliothek des Gymnasiums Carolinum seit 1945, nämlich seit dessen Ausquartierung aus seinem Gebäude am Glambecker See, „... mangels Aufstellungsmöglichkeiten nahezu ungenutzt auf dem Boden unterm Dach des provisorischen Schulgebäudes im sog. Stadthaus verstaubte. . .“ (Teutenberg).

In der 1947 erschienenen Übersicht über die „Deutschen wissenschaftlichen Bibliotheken nach dem Krieg“ ließ Leyh die mecklenburgischen Landesbibliotheken außer Betracht. Als Ausbildungsstätten wurden sie zunächst nicht herangezogen: Für den nördlichen Teil der Zone einschließlich Mecklenburgs wurden 1947 als solche nur die Öffentliche Wissenschaftliche Bibliothek in Berlin, die vormals Preußische, jetzt Deutsche Staatsbibliothek also, sowie die Universitätsbibliotheken von Berlin, Rostock und Greifswald bestimmt (Mones).

Derweil schwand in Neustrelitz die alte Mannschaft dahin, ohne daß hier ausgebildetes bibliothekarisches Fachpersonal wenigstens nachrückte: Hustaedt, noch bis 1940 als Konservator tätig gewesen, war danach die Ordnung und Erschließung der Schauspiel- und Musikbibliothek des Neustrelitzer Theaters übertragen worden. „In den letzten 15 Jahren widmete er sich ganz seiner Neustrelitzer Theatergeschichte (1745–1945) . . .“, so daß das Wesentliche festgehalten wurde, obgleich das Theater mit seinem Fundus wie das Schloß am Kriegsende Opfer der Flammen wurde. Seiner beruflichen Lebensinhalte beraubt, starb Hustaedt im Oktober 1947 (nach Wagner, in: Carolinum 25. 1959. Jg. Nr. 30, S. 16 ff.) – noch im Tode seine langjährige Wirkungsstätte bedenkend (vgl. ein „Verzeichnis der nach dem Testament Hustaedts [von der Landesbibliothek] übernommenen Dinge“ vom 21. 12. 1948 mit der Unterschrift Dobats, Karbe-Wagner-Archiv).

Konservator Karbe, der langjährige Betreuer der Landesbibliothek, der ihr in der Tat auch zu einem „Bewahrer“ geworden war, schied am 30. Dez. 1948 aus dem Dienst. Mit 71 Jahren „wurde ihm als Beamter gekündigt, da er die Altersgrenze schon überschritten hatte. Er bekam zur weiteren freien Forschungstätigkeit im Lesesaal einen Arbeitsplatz, wo er dann seine Kulturgeschichte vom Lande Stargard [weiter-]schrieb und jederzeit mit seinen Erfahrungen und Kenntnissen den neuen Leitern der Bibliothek zur Verfügung stand“ (Wagner). Auch seine heimatforscherliche Geländearbeit und Referententätigkeit setzte Karbe bis in sein Todesjahr 1956 fort.

Den Bibliotheksdienst nahm nach seinem Ausscheiden anscheinend der Denkmalspfleger Hollnagel mit wahr. Bock (S. 34 f.) verzeichnet ein „Ansteigen der Entleihungen bis 1949 auf 7847 Bände“. Liest man, daß die Zahl 1912–1918 zwischen 271 und 773 (1913) gelegen hat und lediglich 1919–1923 in „einer starken, durch die Inflation bedingten Aufwärtsbewegung“ bis auf 11 216 Bände angestiegen war, um 1929 noch ca. 10 000 betragen hatte und bis 1939 auf 1880 Bände gefallen war – dann ermißt man die Bedeutung dieses an sich nicht gerade überwältigenden Ausleihvolumens für die Neustrelitzer Verhältnisse in der Nachkriegszeit, das möglicherweise sogar noch weiter zugenommen hätte. Und so muß es etwas befremden oder hellhörig machen, wenn Bock hier nur von einer „leichten Aufwärtsentwicklung der Leserkurve seit dem Jahre 1945“ spricht und sie in dreimaliger Wiederholung als „(nur) zeitbedingt“ abtut.

Aber offenbar befand sich unabhängig von dieser positiven Entwicklung ihrer Benutzung die Bibliothek 1949 bereits in einem Schwebezustand vor einer endgültigen Entscheidung. Es werden nämlich einige Anstrengungen sichtbar, diese Entscheidung im günstigen Sinne zu beeinflussen, d. h. die Bibliothek am Leben zu erhalten bzw. ihr neues Leben zu geben. Eine Pressekampagne setzt ein, die von ständigen Neuanschaffungen unter Berücksichtigung auch „zeitbedingter Wünsche und Interessen“ (Krause), von Neueinrichtungen

(Teutenberg) und von wechselnden Ausstellungen der Bibliothek zu berichten und mit warmen Worten, werbend, appellierend und beschwörend die Bedeutung der Bibliothek herauszustellen weiß.

Eine „Goethe-Buchausstellung“ wurde wahrscheinlich zu seinem 200. Geburtstag veranstaltet. Im September entstand eine Auswahl unter dem Titel „Von alten Kräuterbüchern bis zu Mitschurins Pflanzenforschung“ mit dem „ältesten existierenden, illustrierten Kräuterbuch von 1532“, einer der wenigen, schon bei Latendorf behandelten Handschriften der Bibliothek, und mit einem „neu erschienenen Werk über die Forschung Mitschurins“ (Haenicke), des erfolgreichen sowjetischen Praktikers, der dort damals auch noch als Vererbungstheoretiker dogmatisch-ernstgenommen werden mußte. Anfang Oktober wurde über eine Rethra-Ausstellung berichtet (Karbe), die eine alte Haustradition ein letztes Mal aufleuchten ließ. Bei den Neuanschaffungen ist plötzlich die Rede von Bauwissenschaft, vom „heute so wichtigen Lehmstampf- und Fachwerkbau“ (wohl zur Literaturversorgung des „Technikums“, der Ingenieurschule in Strelitz), von Landwirtschaft, Pflanzenzüchtung, Schädlingsbekämpfung, von „überhaupt allem Schrifttum, das den Wiederaufbau und die Produktionssteigerung behandelt“, ferner von Werken russischer Schriftsteller, sowjetischer Zeitungen und Zeitschriften (Krause).

Dann heißt es, z. T. auch wohl suggestiv: „Die Neustrelitzer wissen ihre Landesbibliothek wohl zu schätzen. Das beweist die ständig steigende Zahl der Leser. Studenten der Ingenieurschule, Schüler der Landwirtschaftsschule [Lindenberg?] oder Oberschule, Werktätige aus Betrieben und Verwaltungen, Bauern und Bäuerinnen, Bürgermeister aus den Dörfern und unsere Hausfrauen finden in der umfangreichen Bibliothek jene Bücher, die sie zur Erweiterung ihres Wissens oder zur Unterhaltung und Entspannung benötigen“. Schließlich wird der Lesesaal mit seinen Beständen und „mit seinem prachtvollen Ausblick auf den Tiergarten“ gepriesen und affirmativ behauptet, die Bibliothek sei aus Stadt und Kreis „nicht mehr fortzudenken“ . . .

Im Mai 1949 wurde die Landesbibliothek Neustrelitz noch vom mecklenburgischen Ministerium für Volksbildung als wissenschaftliche Bibliothek eingestuft und zusammen mit der Schweriner sowie mit den Universitätsbibliotheken Rostock und Greifswald in einer neuen „Ordnung des Leihverkehrs zwischen den Bibliotheken in Mecklenburg“ als „Hauptbibliothek“ mit der regionalen Zuständigkeit „für den Neustrelitzer Landesteil“ vorgesehen (Volksbildung Nr. 12 v. 15. 6. 1949). Auf die Möglichkeit, „jedes Buch über die Volksbücherei von den Landesbüchereien und den Universitätsbibliotheken zu beschaffen“, für die in der Neustrelitzer Landesbibliothek ein besonderer, nach 24 Punkten geordneter Katalog . . . auf 2000 Titel erweitert“ werde, wies die Presse hin, mit der ausdrücklichen Hoffnung, „daß sich hierdurch auch die Zahl der Leser erhöhen wird, die von diesen neuen, bequemen Ausleihmöglichkeiten Gebrauch machen werden“ (Roeser). Unmißverständlich ist auch, wenn es anlässlich der Ausstellung im Sept. 1949 heißt: „Um einen größeren Kreis für die Kostbarkeiten, die unsere Neustrelitzer Landesbibliothek enthält, zu interessieren, werden hier jetzt besonders wertvolle und interessante Bücher . . . gezeigt . . . Möge die Ausstellung vielen Anlaß sein, sich mehr dessen bewußt zu werden, welche Bildungsmöglichkeiten uns mit dieser Bibliothek in die Hand gegeben sind“ (Haenicke). Am 3. November 1949, also kurz nach Ausrufung der DDR, wurde in der „Landeszeitung“ noch auf die Einrichtung einer Lehrerbibliothek als besonderer Abteilung der Landesbibliothek aufmerksam gemacht (Teutenberg). „Den Grundstock hierzu liefert die ungewöhnlich umfangreiche Büchersammlung der Oberschule [d. h. des Carolinum] . . . , die auf Anordnung der Regierung in die Landesbibliothek überführt worden ist, um hier einmal gründlich gesichtet und der allgemeinen Benutzung zugeführt zu werden.“ Zugleich wurden die Schulen gebeten, dieser Sonderabteilung der Landesbibliothek geeignete und entbehrliche Bücher zur Verfügung zu stellen, damit sie allen zu Nutze kämen. Da die Landesbibliothek „nicht gerade bequem zu erreichen“ sei, wurde vorgeschlagen, besonders im Hinblick auf die Landlehrer, „die gewünschten Werke inmitten der Stadt zur Verteilung“ gelangen zu lassen.

Auflösung der Bibliothek und Verbleib der Bestände

Aber es hatte alles keinen Zweck. Am 30. August 1950 erschien ein Zeitungsartikel des Neustrelitzer Studienrats *Nahmacher* unter der Überschrift: „Von der Landesbibliothek zur Volksbücherei“, der mit den Worten beginnt: „In diesen Wochen vollzieht sich in Neustrelitz eine Veränderung, von der wohl nur wenige Einwohner etwas wissen oder merken.“ Gemeint war die Auflösung der Landesbibliothek. „Damit verschwindet der letzte Rest einstmaliger selbständiger ‚Landesherrlichkeit‘. Was auch immer für Gründe den Ausschlag gegeben haben mögen bei den schon lange schwebenden Erörterungen über das Schicksal der ehemals ‚Großherzoglichen‘ Bibliothek – das ist zugegeben: Die zu geringe Benutzung, zum Teil wohl infolge der ungünstigen Lage außerhalb der Stadt, stand in keinem Verhältnis zu den Unkosten dieses Betriebes. Es war ein kleiner treuer Stamm von Lesern (Sperrungen von H. B.), die die reichhaltige Bibliothek – 120 000 Bände – benutzten.“

Damit ist das Wesentlichste gesagt. Auch die Bandzahl wird zutreffend sein, rechnet man die vom ehemaligen Gymnasium Carolinum übernommenen Bücher mit ein, die so der Stadt ebenfalls verloren gingen.

Zu den Begleitumständen bzw. zu ihrem Ausbleiben heißt es: „Keine Diskussion ist über die Auflösung der Bibliothek geführt worden. Kein Ruf aus Interessentenkreisen hat sich erhoben: Laßt uns dieses wertvolle Kulturgut und Bildungsmittel!“ Zum letzten Mal hört man etwas von dem schon wiederholt erwähnten Lesesaal, die abschiednehmende Klage eines treuen Benutzers: „Wie schön war es in dem herrlichen, großen, lichtvollen Lesesaal in dieser einzigartigen [!] untergebrachten Bibliothek“. Ein kleiner Trost mag ihm gewesen sein, mitteilen zu können: „Ein großer Teil der meistbenutzten Bücher: Romane, Biographien, Geographisches, alles Mecklenburgische, verbleibt uns und wird in die Volksbücherei überführt . . .“ Am Schluß steht die Bitte an *Dobatz*, den letzten Leiter der Landesbibliothek, in einem Abschiedsabend Auskunft über den Verbleib der Hauptbestände zu geben. Und in einer für die Tradition der Neustrelitzer Kulturinstitute charakteristischen Weise fragt der Verfasser auch nach dem Schicksal der „Sammlungen vorgeschichtlicher Altertümer und naturwissenschaftlichen Materials“.

Zum „Jahrbuch der Deutschen Bibliotheken“ 34. 1950, für das „das Material der Bibliotheken der östlichen Besatzungszone vom Januar/Februar 1950 (datiert)“, wurde für die Landesbibliothek Neustrelitz anscheinend keine oder bereits eine Auflösungsmeldung erstattet, denn es verzeichnet sie erstmals und fortan nicht mehr.

Wie *Bock* mitteilt, wurde dem Für und Wider „im Laufe des 2. Quartals 1950 ein Ende gemacht, indem allmählich mit den technischen Vorbereitungen zur Auflösung der Landesbibliothek begonnen wurde. Der formale Ministerratsbeschluß, in welchem die Auflösung endgültig verfügt wurde, erfolgte am 11. August 1950“. Beendet wurde die also von der DDR-Regierung, nicht von der mecklenburgischen Landesregierung veranlaßte Auflösung am 30. September 1950.

Damit teilte Neustrelitz das Schicksal der ehemaligen thüringischen Residenzen Meiningen, Rudolstadt und Sondershausen. Die Auflösung „einiger kleinster Landesbibliotheken“ stand am Beginn von „einigen Veränderungen und Ergänzungen“ in der Struktur des wissenschaftlichen Bibliothekswesens der DDR „während der Errichtung der Grundlagen des Sozialismus“. Diese Zielsetzung hatte Vorrang vor den historisch gewachsenen Verhältnissen. Wenn es in diesem Zusammenhang heißt, das Bibliothekswesen „hatte bisher im wesentlichen in seiner regionalen Verteilung noch immer aus den aus dem vergangenen Jahrhundert übernommenen, durch die feudale staatliche Gliederung bestimmten Einrichtungen beruht“ (*G. Meyer, Die Entwicklung des wissenschaftlichen Bibliothekswesens in der DDR, in: Der Bibliothekar* 23. 1969) – so werden diese

bibliothekarischen Verhältnisse praktisch als überholt und veränderungsbedürftig dargestellt.

Die Angaben Bocks finden sich in seinem Aufsatz „Die Geschichte der Landesbibliothek Neustrelitz“ im „Zentralblatt für Bibliothekswesen“ 1951, der auf Akten der Bibliothek und Aufzeichnungen Karbes basiert. Dr. phil. Gerhard Bock (1909 – 1972) war aber, allein darüber schreibt er nichts, auch selbst einige Zeit in der Bibliothek tätig, und zwar in ihrer Endphase wahrscheinlich ab 1. Febr. 1950. Von der Universitätsbibliothek Jena kommand und anschließend zur Universitätsbibliothek Rostock überwechselnd (1953 nach Köln), war Bock anscheinend zum Vollzug der Auflösung der Landesbibliothek nach Neustrelitz entsandt worden – der einzige „Wissenschaftliche Bibliothekar“ in ihrer über 150jährigen Geschichte!

Auch der Bodendenkmalpfleger Hollnagel, zuletzt „Bezirkskonservator für Vor- und Frühgeschichte in Ost-Mecklenburg“, der nach dem Abgang Karbes den Bibliotheksdienst in Neustrelitz anscheinend mit wahrgenommen hatte, „hat sich . . . bei der Auflösung der Bibliothek eingesetzt“ (Wagner). Anschließend ging er dann an das im Aufbau befindliche Museum für Ur- und Frühgeschichte Schwerin, wo er von 1953–1966 als Stellvertreter des Direktors eingesetzt war und 1964 zum Kustos ernannt wurde. Dort blieb, fast das gesamte Strelitzer Land in Kreisinventaren archäologisch aufzuarbeiten: 1958 erschien von ihm, mit einem einleitenden „kurzen Abriß der Geschichte der Neustrelitzer Sammlung“ (in Verbindung mit den Schwesterinstituten), als erster Band einer neuen Reihe „Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler und Funde des Kreises Neustrelitz“, dem 1962 und 1973 (mit entsprechenden Titeln) die Inventare für die Kreise Neubrandenburg und Strasburg folgten. Darüber hinaus veröffentlichte er 1968 eine „Bibliographie zur Ur- und Frühgeschichte Mecklenburgs“. Leider gelang es nicht mehr, Hollnagel zu befragen, um von ihm als dem letzten Tatzeugen weiteres über die Neustrelitzer Kulturinstitute zu erfahren, speziell über die Endphase der Landesbibliothek; so hat er auch dieses Wissen in den Schweriner See mitgenommen.

Bei den Auflösungsarbeiten ging es wahrscheinlich vor allem darum, die Bestände nach den Wünschen der vorgesehenen „Erben“ zu sortieren, denn sie sollten nicht geschlossen abgeführt, sondern auf acht Bibliotheken verteilt werden. Von diesen wurden Vertreter nach Neustrelitz entsandt. S. Joost, der damals die Auswahl für die Universitätsbibliothek Rostock traf, teilte darüber brieflich folgendes mit: „Die Übernahme der Strelitzer Bestände durch die LB Schwerin und die Universitätsbibliotheken Greifswald und Rostock verlief geordnet und ohne besondere Vorkommnisse. Herr Direktor Wilhelm Braun (Greifswald), Herr Direktor Prof. Dr. Mecklenburg (Schwerin) und ich (Rostock) hielten sich zu diesem Zweck einige Tage in Neu-Strelitz auf (Sperrungen von H.B.). Ich habe darüber einen Bericht gemacht, der zu den Akten der UB Rostock genommen wurde“. Die Universitätsbibliothek Rostock blieb jedoch auf mehrfache schriftliche Anfragen jegliche Antwort schuldig. Joost selbst schreibt über seine Kriterien: „Mir lag daran, die in Rostock vorhandenen Bibeln durch die Sammlung Masch (gesperrt durch H.B.) zu ergänzen und die großen Lücken der UB Rostock im Bereich der französischen und englischen Literatur des 18. Jahrhunderts aufzufüllen. Beide Komplexe sind dann auch tatsächlich nach Rostock gekommen.“ Die Bücher wurden auf Lastwagen verladen und zu ihren Bestimmungsorten abtransportiert. In das von Büchern geräumte Parkhaus zog dann die Musikschule aus Burg Stargard ein (heute: Staatliches Folklore-Ensemble).

Nach dem „Jahrbuch der Deutschen Bibliotheken“ 35. 1952 erhielten die Universitätsbibliotheken Rostock und Greifswald je ca. 10 000 Bände. Nach brieflicher Mitteilung Eberleins, bis 1971 Direktor der UB Rostock, bekam die Landesbibliothek Schwerin ca. 7000–10 000 Bände, nach einer Zeitungsmeldung jener Zeit, die sich auf Prof. Mecklenburg beruft, waren es sogar 12 000 Bände. „Die im Lande nicht benötigten Bücher gehen nach Berlin, um den dort durch Kriegseinwirkung stark dezimierten Bücherbestand aufzufüllen“ (Norddt. Ztg. v. 19. 9. 1950).

Der Zuwachs wurde jedoch nicht einmal überall gern gesehen. Teils fehlte es damals am rechten Verhältnis zu den „alten Schwarten“, teils an Platz, an Kapazität, sie einzuarbeiten. Auch waren viele Dubletten darunter, für Rostock, wohl mit Ausnahme der oben erwähnten Gattungen, „zu 99%“: „Diese Bücher wurden wegen der beschränkten räumlichen Verhältnisse . . . auf einem Boden in Regale gestellt, wo sie langsam, aber sicher vergammelten“ (Eberlein).

„Die Hauptmenge“ (Bock) der Neustrelitzer Bestände ging an die Öffentliche Wissenschaftliche Bibliothek in Berlin; nach brieflicher Mitteilung P. Kittels etwa 52 000 Bände, die „zwar nicht auf dem Boden untergebracht wurden, aber dafür im Keller verstaubten“ (Eberlein). Die Bibliothek mußte damals besondere organisatorische Vorkehrungen treffen, um die Masse der Bücher aus zerstörten oder aufgelösten Bibliotheken wenigstens einigermaßen zu bewältigen (R. Blum, Der Sondergeschäftsgang der ÖWB, in: Zentralblatt für Bibliothekswesen 64. 1950).

Außer der bereits erwähnten Neustrelitzer Volksbücherei waren weitere Empfänger: die Bibliotheken des Auswärtigen Amtes der DDR in Berlin und des Landes – heute Staatlichen Museums in Schwerin sowie das dortige (Geheime und) Staatsarchiv. Diese Angaben finden sich bei Bock, der die einzelnen Anteile auch kurz charakterisiert. Außer bezüglich der vorgenannten Bibliotheken waren Angaben über die Anzahl der übernommenen Bände nicht zu erlangen, so daß von daher eine schließliche Gesamtbestandserhebung nicht möglich ist. Die erwähnte Zeitungsmeldung aus Schwerin spricht von „100 000 hochwertigen Büchern“, es können aber wohl auch 120 000 Bände gewesen sein, wie der sicher gut informierte Freund der Bibliothek Nahmmacher angibt.

„Der Verfasserkatalog ist der Landesbibliothek Schwerin, die Teile des Standortkatalogs der jeweils übernehmenden Bibliothek zugeführt worden“ (Hollnagel). Nach mündlicher Auskunft der Wissenschaftlichen Allgemeinbibliothek des Bezirkes Schwerin Ende 1974 befand sich der Neustrelitzer Verfasserkatalog noch dort.

Die Volksbücherei und jetzige Stadt- und Kreisbibliothek Neustrelitz, die keine Auskunft erteilte, erhielt außer den von Nahmmacher genannten Abteilungen nach Bock u. a. auch die vollständige Lesesaalbibliothek, die schon 1929 ca. 1000 Bände betragen hatte. Die frühere Leiterin der Neustrelitzer Stadtbibliothek Schmeling geht in einem Aufsatz zum 50jährigen Bestehen ihrer Bibliothek auf die Übernahme ein, die eine „Erweiterung der Bibliotheksräumlichkeiten“ und eine vorübergehende Schließung erforderlich machte; sie nennt aber diesbezüglich keine Zahlen.

Aus dem Nov. 1952, dem Jahr der Bezirkseinteilung der DDR, ist eine „Bibliotheks-Denkschrift“ des „Konservators i. R., Heimatforschers in freier Tätigkeit“ Karbe erhalten (Nachlaß), in der er Protest erhebt „gegen die Absicht, nun auch noch den in Neustrelitz verbliebenen Restbestand der ehemaligen Landesbibliothek nach Schwerin zu entführen . . . ,größtenteils aus der Abteilung ‚Mecklenburgica‘ bestehende Bücher“. Was daraus geworden ist, war nicht zu ermitteln.

Muß schon insofern ungeklärt bleiben, wieviel von den Beständen der Landesbibliothek in Neustrelitz verblieben sind, so kompliziert sich die Aufklärung weiter dadurch, daß anscheinend von den Anteilen der Neustrelitzer Stadtbibliothek und der Schweriner Landesbibliothek auch noch Bücher und Unterlagen an die Stadt- und Bezirksbibliothek in Neubrandenburg abgegeben worden sind. Dort fand sich 1975 ein ansehnlicher Mecklenburgica-Bestand, auch z. B. kostbar gebundene Bände der Mecklenburg-Strelitzschen Staatskalender aus der großherzoglichen Privatbibliothek (die nach Bock zum Kontingent der Schweriner Landesbibliothek gehörte), ein Exemplar des gedruckten Katalogs der Großherzoglichen Bibliothek von 1853 – 1862 sowie ein maschinengeschriebenes „Bücherverzeichnis des Lesesaals. Landesbibliothek Neustrelitz, Neustrelitz 1949“, mit dem Stempel der Landesbibliothek und dem handschriftlichen Vermerk: „Aufgestellt Juli 1949“. Es ist 20 DIN-A-4-Seiten stark und umfaßt 11 Gruppen mit insgesamt 271

Nummern. Demnach ist möglich, daß die Mecklenburgica-, die Lesesaal- u.a.(?) Bestände der Landesbibliothek Neustrelitz inzwischen (teilweise?) an die Neubrandenburger Bibliothek übergegangen sind. Genauere Nachforschungen konnten nicht mehr angestellt werden. Eine an die Bibliothek gerichtete schriftliche Anfrage blieb ohne Antwort.

Schluß

So verteilen und verlieren sich die Bestände der Landesbibliothek Neustrelitz nach über 150jährigem Bestehen und mit ihnen die letzten Reste eines Ensembles von Kultureinrichtungen des ehemaligen Landes Mecklenburg-Strelitz.

Fast ein Jahrhundert hatte das kleine, eigenartige dynastische Gebilde gebraucht, um eine Bibliothek hervorzubringen, die 1796 als Herzogliche, ab 1815 Großherzogliche Bibliothek in der Residenzstadt Neustrelitz an die Öffentlichkeit trat. Ihr angeschlossen waren von vornherein ein Münzkabinett und eine Altertümersammlung, die den Grundstock bildeten zu dem Landesmuseum von 1921. Bibliothek und dinglichen Sammlungen hatte sich das seit 1883 im Aufbau befindliche Hauptarchiv beigesellt. Diese einheitlich verwaltete Trias hat über 50 Jahre Bestand gehabt. Sie hat die Revolution von 1918 überstanden, als die Fürsten abdanken mußten, das Land Mecklenburg-Strelitz aber noch erhalten blieb. Als dieses jedoch 1934 mit Mecklenburg-Schwerin vereinigt wurde, verlor Neustrelitz mit seiner Hauptstadtfunktion das Hauptarchiv und wohl auch über die Hälfte der Bestände der jetzt sog. Landesbücherei bzw. -bibliothek an die fortan gemeinsame mecklenburgische Landeshauptstadt Schwerin. Das Landesmuseum ging nach nur 25jährigem Bestehen zusammen mit dem Neustrelitzer Schloß 1945 am Ende des 2. Weltkrieges in Flammen auf. Als die Kultureinrichtung mit der längsten Lebensdauer hat die 1950 aufgelöste Landesbibliothek das Abtreten der Großherzöge von Mecklenburg-Strelitz auch nur um gut eine Generation und die Eigenständigkeit des Landes sogar nur um eine halbe Generation überlebt.

Damit zeigen sich die beschriebenen Einrichtungen in ihren Lebensdaten eng mit denen von Mecklenburg-Strelitz verknüpft, so daß es sich schon von daher nahelegt, sie diesem inzwischen historisch gewordenen Lande zuzuordnen und als kulturelle Leistungen anzurechnen. Mecklenburg-Strelitz hat sie hervorgebracht und nach seinen Kräften getragen, dieses Land war ihr Zweck und ihr Schicksal.

Ohne die Fürsten, die diese Institute gegründet und mit unterschiedlichem Engagement die längste Zeit erhalten hatten, bis sie schließlich müde geworden waren – ohne die Fürsten konnten sie noch weiterleben, ja sogar erst nach deren Abtreten ihre breiteste Wirksamkeit entfalten. Aber als das Land Mecklenburg-Strelitz seine Eigenständigkeit verloren hatte, büßten die Institute in relativ schneller Folge ihre Existenz ein. – Mecklenburg als ganzes scheint nicht viel für sie übrig gehabt zu haben.

Einem Außenstehenden mag es vielleicht skurril erscheinen, in dem insgesamt nur kleinen und politisch wie kulturell wenig profilierten norddeutschen Land Mecklenburg hier das Augenmerk auf das noch kleinere und noch weniger bekannte Mecklenburg-Strelitz gerichtet zu finden, aber in diesem Zusammenhang muß es doch wieder einmal geschehen. Denn wenn gemeinhin, so selten es auch vorkommen mag, von Mecklenburg die Rede ist, dann ist zwar meistens wohl das ganze Land gemeint, oft aber auch nur Mecklenburg-Schwerin – der ältere und größere Teil quasi in Gleichsetzung mit dem ganzen Land. Mecklenburg-Strelitz gerät dabei leicht in Vergessenheit.

Diese Optik ist nicht neu, sondern fast so etwas wie ein „Geburtsfehler“ des kleineren Landesteils, dessen Fürsten noch lange als von Schwerin apanagierte Prinzen angesehen wurden. Als sie schließlich gar wesentlich reicher geworden waren als das Stammhaus, erleichterte das die Beziehungen nicht. Und diese Schwierigkeiten in gegenseitiger Wahrnehmung und Wertschätzung blieben nicht auf die Fürstenhäuser beschränkt, sondern griffen auch auf die Landeskinder über und sind zum Teil noch heute lebendig.

Dabei dürfte die Rivalität der Vetter dem Lande Mecklenburg im ganzen eher geschadet als genützt haben. Wie die Dinge jedoch lagen, scheint Mecklenburg-Strelitz den größeren Schaden genommen zu haben. Die Kulturinstitute zeugen mit davon, und man tut gut daran, dieser Zusammenhänge stets eingedenk zu sein, bei Urteilen herüber und hinüber sowie bei befremdlichen Vorgängen und Tatbeständen, die nach Ignoranz oder Ressentiment aussehen oder sonst rationaler Erklärung widerstreben.

Mecklenburg-Strelitz, 1701 aus der letzten Erbteilung des Landes Mecklenburg hervorgegangen, war nicht nur klein, sondern bestand zudem aus zwei 180 km voneinander entfernten Teilen, dem Herzogtum Stargard und dem Fürstentum Ratzeburg. Dabei kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß auch hier noch wieder der größere Teil Stargard mit der Residenzstadt den kleineren mit dem fernen Schönberg, für das Schwerin so viel näher lag, nicht so ganz auf der Rechnung hatte. (Dort gab es einen eigenen Regionalverein mit einer eigenen Zeitschrift: „Mitteilungen des Altertumsvereins bzw. Heimatbundes für das Fürstentum Ratzeburg“ 1919–44, die sogar ein längeres Leben hatte als Mecklenburg-Strelitz). Nach 1934 liegt fast nur noch der Kreis Stargard bzw. Neustrelitz im Blickfeld der Strelitzer.

Das landschaftlich anmutige „Strelitz“ war immer dünn besiedelt, weitaus überwiegend agrarisch genutzt, ohne Großstädte, ohne Ressourcen und so gut wie ohne Industrie. Es verfügte über Bildungseinrichtungen wie Gymnasien, Lehrerseminare und später das Technikum in Strelitz, aber nicht über eigene Einrichtungen der Wissenschaft – wobei die hier beschriebenen Institute zunächst noch ausgeklammert bleiben mögen. Die gemeinsame mecklenburgische Landesuniversität Rostock lag in Mecklenburg-Schwerin.

Was das kleine Land hergeben und aufwenden konnte, war demnach wenig, eigentlich zu wenig. Also mußte man sich an allen Enden beschränken, was im ganzen hemmend wirkte und für das kulturelle Leben allzumal. Dennoch besaß Mecklenburg-Strelitz bis ins 19. Jahrhundert eine gute Verwaltung und während der Zeit der gemeinsamen rückständigen Verfassung mit Schwerin wohl meistens einen etwas liberaleren und toleranteren Geist.

Ein „glückliches Ländchen“ nennt es Rühls zu Beginn des 19. Jahrhunderts, 1805, und preist die Wissenschaftsliebe Herzog Carls, dem Bibliothek und Sammlungen ihre Einrichtung verdanken. – Um die Mitte des 19. Jahrhunderts, 1858, schreibt Latendorf von „unseren engen Grenzen“, die um diese Zeit bereits Reuter und Glaßbrenner zu Spott reizten, und er konstatiert eine „mit unserem ganzen Kulturzustand zusammen(hängende) Theilnahmslosigkeit“. – Am Ende des Jahrhunderts, 1894, findet Graf Waldersee das Großherzogtum mit seinem 100 000 Einwohnern „eine Lächerlichkeit“ und Friedrich Wilhelm, der das Land und seine kulturellen Einrichtungen darben ließ, unfähig, sich mit der Neuzeit abzufinden. – 1921, nach der Revolution, faßte Beltz zusammen: „Eine ausgedehntere Kunstpflege hat kein Strelitzer Fürst geübt . . . Mangel an Beamten war ein chronischer Fehler in Neustrelitz, der eine freiere Entwicklung nie hatte aufkommen lassen.“ Er sah eine Besserung durch die „Neuordnung seit 1918“. Aber nur wenig später, 1924, liest man bei Reifferscheid von „unerquicklichen und in ihrer Kleinlichkeit nicht zu überbietenden Strelitzer Verhältnissen“.

Das sieht mehr wie Kontinuität aus in dieser Reihe von Äußerungen aus 120 Jahren, und zumindest die Kleinheit des Landes hat die Revolution ja auch nicht beseitigt. Aber die Zustände ringsum hatten sich geändert und änderten sich weiter. Der Zug der Zeit war mit Mediatisierungen, kriegerischen Annexionen, Expansionen und Okkupationen auf größere und immer größere Räume gerichtet und führte von der fürstlichen Legitimität über die demokratische Verfassung zur Usurpation und Totalität der Herrschaft und zur fremden Hegemonie der Gegenwart des östlichen Deutschlands. An die Stelle der bunten individuellen Vielfalt trat die überindividuelle gleichförmige Einheit. Im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation war ein Gebilde wie Mecklenburg-Strelitz nicht ungewöhnlich, und auch

im Deutschen Bund mochte es noch angegangen sein, aber in Bismarcks Kaiserreich eigentlich schon nicht mehr und danach noch weniger. In der Weimarer Republik quasi künstlich am Leben erhalten, wurde das „Ländchen“ in der rauhen Wirklichkeit des 20. Jahrhunderts zu einem Anachronismus.

Der Retardierung sollte denn auch ein um so verzehrenderer Auslöschungsprozeß folgen. Als nämlich 1934 die Nationalsozialisten die Vereinigung mit Mecklenburg-Schwerin vollzogen, da kostete sie nicht nur Mecklenburg-Strelitz, sondern sogleich das gesamte Land Mecklenburg seine politische Selbständigkeit, die es auch nach dem Kriege am Rande des vom Pazifik bis zur Elbe ausgreifenden Sowjetimperiums (bisher) nicht wiedererlangte. 1952 verschwand Mecklenburg gar gänzlich von der politischen Landkarte. An seine Stelle traten die lediglich administrativen DDR-Bezirke Rostock, Schwerin und Neubrandenburg, wobei die historischen Konturen verwischt wurden (Miteinbeziehung brandenburgischer und vorpommerscher Gebiete des bereits 1947 aufgelösten Landes Preußen). So wurde Mecklenburg schrittweise Opfer der Zentralisierungstendenz des modernen Staates, der sich unter den totalitären Regimen verstärkt durchsetzte. Ein Wiederaufleben des traditionellen deutschen Förderalismus wie in der Bundesrepublik gab es in der DDR naturgemäß nicht.

Unter diesen Rahmenbedingungen ist den hier beschriebenen Kulturinstituten, bis auf einige, allerdings nicht unbedeutende Ausnahmen, insgesamt nur eine begrenzte Entfaltung, Wirkung und Existenz beschieden gewesen.

Neustrelitz, diese idyllische kleine ehemalige Residenz inmitten von Wäldern und Seen, fern von Universitäten und bar jeglicher Industrie im Lande, war und ist kein Ort der Wissenschaft. Dazu war während der Berichtszeit die geistige und wirtschaftliche Potenz und Dynamik nicht stark genug, das entsprechende Umfeld nicht vorhanden, dazu reichten die Institute als Infrastruktur nicht aus. Hier werden Konsequenzen der Duodezverhältnisse deutlich. Die Basis war zu schmal, der Gesichtskreis zu eng: das Land Mecklenburg-Strelitz und schließlich nur noch der Kreis Neustrelitz – sie waren zu klein, der Köpfe zu wenige, als daß jener „Zusammenklang von Buch und Kopf“ in dem beständigen Maße hätte stattfinden können, der nicht nur den Bibliotheken, sondern im übertragenen Sinne auch den übrigen Einrichtungen erst ihren Sinn gibt. Die Wechselwirkung zwischen ihnen und der Öffentlichkeit war im ganzen zu gering, und das wiederum hat ihre Entwicklung beeinträchtigt.

Von Lessing stammt das Wort, auch bei einer Bibliothek gebe es ohne Taten keine Geschichte. Einige Taten haben die Neustrelitzer Institute dennoch aufzuweisen. Hier sind zu nennen ihre Beiträge zur mecklenburgischen Landesgeschichte und Landeskunde sowie zur Lexikographie, besonders aber wohl ihre zeitweilige Rolle als Brennpunkt deutsch-slawischer Auseinandersetzung – auf gemeinsamem Siedlungsboden mit wechselnden Machtverhältnissen ein Part in z. T. bemerkenswert versöhnlichem Geiste, wie bei Boll und Witte, aber auch, wenn man so will, nicht ohne ominöse Züge: die Prillwitzer Idole wie spukhafte Statthalter der anderen, abgelösten Macht, Jegorov und Stenbock-Fermor wie Vorboten ihrer Wiederkehr unter einem neuen Vorzeichen . . .

Auf dem Gebiet der (Landes-)Geschichte haben die Institute zweifellos das höchste Niveau erreicht und hier besonders das Archiv. Schon Lisch bewertete um die Mitte des 19. Jahrhunderts die historischen Bestrebungen entsprechend, als er einen Geschichtsverein in Neustrelitz nicht zulassen wollte, sondern allenfalls einen „Aufgrabeverein“, der damals dann aber ebensowenig zustande kam. Trotzdem, und sogar auch noch ohne Archiv, waren dort unter dem Bibliothekar Gentzen die frühen Leistungen der Brüder Boll möglich. Ihr Rang ist ersichtlich aus der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Universität Greifswald an Ernst Boll (1863). Diese Leistungen sind der Bibliothek anzurechnen, die zu jener Zeit die einzige öffentliche Bibliothek in ganz Mecklenburg war und auch Urkunden

enthielt. Mit Dr. von Buchwald übernahm 1883 erstmals ein promovierter Historiker die Leitung der Institute. Wenn er auch kein ausgebildeter Archivar war und „einen laienhaften Gedanken“ zur Grundlage des Ordnungssystems machte (Witte), so konnte er doch aus dem von ihm aufgebauten Hauptarchiv erste dessen Quellen erschließende Werke hervorbringen. Dessen wissenschaftliche Benutzbarkeit stellten die regulären Beamten des höheren Archivdienstes Dr. Witte und Dr. Endler her. Unter ihrer Leitung wurden bei stärkster Konzentration aller drei Institute sowie in Verbindung mit der Universität Rostock mit den Dissertationen u. a. Beiträge der „Geschichtsblätter“ des Vereins 1925–1935 sowie mit monographischen Werken beider Autoren auch eigenständige wissenschaftliche Leistungen hervorgebracht.

In diesen Taten sind die Institute, wie Latendorf es von der Bibliothek verlangt, „über den Standpunkt partikularistischer Bestimmung hinausgekommen.“ Witte hatte bei seiner Zielsetzung ein „Heimatwerk“ vor Augen, das „nicht allein unsere engere Heimat, sondern dem gesamten Mecklenburg und dem großen deutschen Vaterland zum Segen gereichen wird.“ Wegweisend war ihm dabei das Wort Schopenhauers: „Ein Volk, das seine eigene Geschichte nicht kennt, versteht sich selbst und und seine Gegenwart nicht; erst durch die Geschichte wird ein Volk sich seiner selbst bewußt.“

Wohl von vornherein etwas niedriger zu bewerten sind die in den Neustrelitzer Instituten ebenfalls und von Gentzen mit hohen Ambitionen betriebenen Bestrebungen in der Altertumskunde. Hier verfügten die Institute in ihren Sammlungen während des 19. Jahrhunderts zwar über zunächst vielversprechende Materialien, aber wohl nie über eigenen wissenschaftlichen Sachverstand, der jeweils von außen eingeholt wurde. Nach dem fatalen Mißgeschick mit den Prillwitzer Idolen ließen die Bemühungen auf diesem Gebiet deutlich nach, wobei sie sich unter von Buchwald vom Slawischen auf das in Mecklenburg noch ältere Germanische verlagerten. Sie lebten aber wieder auf im Rahmen der Heimatbewegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts, wo sie durch den Konservator Karbe betreut und in das Landesmuseum eingebracht wurden.

Es fällt jedoch auf, daß zu dieser Zeit der Begriff „Altertumskunde“, der eine wissenschaftliche Disziplin bezeichnet, zurücktritt. Der 1925 gegründete Verein führte ihn nicht in seinem Namen (wie 1843–45 geplant und bei dem Schweriner Verein nach wie vor gebräuchlich), sondern nannte sich „Mecklenburg-Strelitzer Verein für Geschichte und Heimatkunde“. Dabei signalisiert der Begriff „Heimatkunde“ sowohl eine Verbreiterung als auch eine Absenkung des Niveaus. Ihm entsprechen die „Heimatblätter“ des Vereins, und auch die Bezeichnung „Heimatismuseum“ bedeutet insofern ein Programm, nämlich keinen (streng) wissenschaftlichen, sondern allenfalls einen populärwissenschaftlichen Anspruch. Selbst das durch den Krieg beeinträchtigte Wirken des Museumsbeamten des höheren Dienstes Dr. Reifferscheid wird nicht wesentlich darüber hinausgekommen sein. Noch nach Verlust des Museums 1945 bezeichnete der Konservator Karbe sich in seiner dann nur noch nebenberuflichen diesbezüglichen Tätigkeit als „Heimatforscher“.

Das ist zugleich die Ebene, auf der Bibliothek anzusetzen ist, nicht die der Wissenschaft, sondern die der Bildung, die Gemütswerte mit umfaßt und vom Gymnasium repräsentiert wurde, schließlich aber bis zur Heimat- und Laienforschung sich erstreckte.

Anders als bei Archiv und Museum hat es weder unter den Leitern noch unter dem übrigen Personal der Institute jemals einen ausgebildeten Fachmann für die Bibliothek gegeben: Schulenburg, Reichenbach, Reinicke, Gentzen, Andreß, Karbe – ihnen mußte auf anderen Gebieten erworbene Bildung Qualifikation genug sein. Das gilt auch für die Archivare und für den Museumsbeamten, von denen die Bibliothek „daneben noch“, anscheinend als mehr oder weniger lästige Pflicht wahrgenommen wurde. Nur die Auflösung der Landesbibliothek besorgte der wissenschaftliche Bibliothekar Dr. Bock – damit ihre Bestände „... an ihren neuen Standorten zweckmäßiger als bisher für die wissenschaftliche Forschung ausgenutzt werden können.“

So wie die Bibliothek in Neustrelitz bis zu maximal 200 000 Bänden herangewachsen war, erreichte sie zwar eine beachtliche Größe, die Mecklenburg-Strelitz in der Pro-Kopf-Bandzahl der Statistiken von 1924 und 1926 bereits gut hatte dastehen lassen im Reich. Aber an der zünftigen Durchformung fehlte es; der Bestandsaufbau war offenbar inhomogen und veraltet, die Bestandserschließung unzureichend, und der Bestandsvermittlung gelang der Durchbruch zu einer tragfähigen Benutzerschaft nicht. Die Klagen, Ermahnungen, Appelle zur Benutzung der Bibliothek reißen von Latendorf bis zum Ende nicht ab, und die in den Unterlagen festgehaltenen Benutzungszahlen lassen sie als gerechtfertigt erscheinen. Bis Kriegsende ist die Öffnungszeit der Bibliothek anscheinend über 14 Wochenstunden nicht hinausgegangen.

Das ergibt jedenfalls die Literatur, die sich freilich nicht immer als stichhaltig erwiesen hat. Aber andere Auskünfte waren im geteilten Deutschland nur noch schwer zu erlangen; manche Anfrage blieb ohne Antwort. Hält man dieses Ergebnis gegen das Wort von Leyh, eine Büchersammlung sei ihrer Natur nach ein corpus mortuum, dem nur durch den Gebrauch ein Leben eingehaucht werde, so wird man sagen müssen: ein starkes Leben hat die Landesbibliothek offenbar nicht durchpulst. Das ihrige scheint sich mehr im Verborgenen abgespielt zu haben, am Rande der Stadt, immer in einem etwas abgeschirmten Bereich, in der Bannmeile des Schlosses und in diesem selbst. Ihr letztes Domizil, das Parkhaus, von dem Spätling Adolf Friedrich VI. für sich selbst erbaut und dann nach seinem Freitod Alterssitz seiner Mutter – „eigentlich für Bewohner, die mit leisen Sohlen über Parkettfußböden glitten“ (Karbe) – war fast ein wenig entrückt und aus der Welt, am Übergang zur Natur.

Eine Attraktivität, die die Leute scharenweise ins Haus zieht, hat die Landesbibliothek demnach nicht gehabt und in der längsten Zeit ihrer Existenz auch wohl nicht gesucht. Dennoch ist sie, wie beschrieben, nicht ohne Taten geblieben und auch nicht ohne Freunde. Das bezeugt schon früh Latendorf, und hört man alte Neustrelitzer, dann soll es auch zum Schluß noch ein beträchtlicher Kreis gewesen sein, der ihr anhing und gegen die Auflösung der Bibliothek Protest und Widerstand zu organisieren versuchte, so daß man fast geneigt sein könnte, an den negativen Angaben der Literatur zu zweifeln. Aber es wird wohl eine mehr durch Qualität als durch Quantität gewichtige Anhängerschaft von relativer Geschlossenheit gewesen sein, der diese Aussage bestimmt, das Bildungsbürgertum nämlich, und dessen Zeit war dort abgelaufen.

Vielleicht kann man es auf die Formel bringen: (Den) Vielen hat die Landesbibliothek wenig, aber Wenigen hat sie viel bedeutet. Es war eine Bibliothek für Eingeweihte, für Liebhaber des Alten und Seltenen, für „Wünschelrutengänger“, die selbst in vollgepropften, von haushohen Regalen verdunkelten Räumen und wirren Gängen auch ohne perfekte Kataloge fanden, was sie suchten. Und es war eine Bibliothek für Benutzer, die andererseits den Wert der Muße noch kannten, die Erhebung über den Alltag, denen es wohl tat, „in dem herrlichen, großen, lichtvollen Lesesaal“ mit „seiner geschmackvollen Innendekoration und seinem hübschen Ausblick auf den Tiergarten“ Augen wie Gedanken vom Buch auch mal ins Freie schweifen zu lassen, und die den (nur für kleinstädtische Maßstäbe) weiten Hin- und Rückweg nicht beschwerlich, sondern erholsam zu finden wußten. Damit war die Landesbibliothek, besonders wohl in der letzten Zeit, zugleich so etwas wie ein Refugium: Hatte Latendorf als ihre Aufgabe formuliert, „dem Einzelnen die Mittel zu gewähren, hier oder da auf dem Bildungsstandpunkt seiner Zeit sich zu erhalten“, so wurde im 20. Jahrhundert, als das Leben sich zunehmend politisierte, für manchen fast noch wichtiger, daß die Bibliothek dem Kundigen auch Mittel darbot zur Relativierung des Zeitgeistes und seiner Suggestionen.

Damit war es nach der Auflösung der Landesbibliothek 1950 ebenfalls vorbei. Der Niedergang der Kultureinrichtungen von Mecklenburg-Strelitz war an sein Ende gelangt, „Selbstbewußtwerdung“ nicht mehr gefragt. In der Bibliothek und den wenigen mit ihr noch verbundenen Materialien aus den vorgeschichtlichen und naturwissenschaftlichen Samm-

lungen verschwand nicht nur „der letzte Rest einstmaliger ‚Landesherrlichkeit‘“ (Nahmacher), sondern es ging auch – für die Eigenart der Neustrelitzer Interessenlage gravierender – ein unersetzliches Potential geistiger Heimatsubstanz verloren. Denn für die Erforschung der natürlichen und historischen Gegebenheiten der Heimat, eigene Beobachtungen ergänzend, klärend und zusammenfassend, sind die Institute vor allem in Anspruch genommen und fruchtbar gemacht worden.

Diese Verbindung von Praxis und Theorie war, schon von der Altertumskunde her, ein Charakteristikum der Neustrelitzer Verhältnisse: es wurde hier weniger Stuben- und Schreibtisch-Gelehrsamkeit getrieben, sondern man hatte immer auch das Bedürfnis, sich in den schönen heimatlichen Gefilden zu bewegen und zu betätigen, bei Wanderungen und Ausgrabungen, und dort Eindrücke, Anregungen und Anstöße für weitere Forschungen zu gewinnen und das schriftlich Erarbeitete zu kontrollieren. Naturverbundenheit ist ein unverwechselbarer Bestandteil der an den Neustrelitzer Instituten gepflegten Geisteshaltung gewesen. Der Bezug auf die „Landesherrlichkeit“ hingegen war eher rückläufig und wandte sich schließlich sogar weithin ins Gegenteil, so daß viele Neustrelitzer, auch und gerade aus dem Umkreis der Institute, es vorzogen, ihre Heimat zu verlassen.

So ist die Geschichte von Bibliothek, Archiv und Museum in Neustrelitz trotz einiger Erfolge insgesamt – und für so manchen ihrer Vertreter und Freunde auch in persönlicher Hinsicht – von Vergeblichkeit und Tragik gekennzeichnet.

Die Institute, geboren aus einem fürstlichen Idealismus und wohl bis zu ihrem Ende mit einem Hauch von Ancien régime behaftet, sie wurden in ihrer Umgebung nicht zu Naturprodukten, die auf fruchtbarem Kulturboden selbständig leben und gedeihen konnten. Eher wirken sie wie Kunstprodukte, die der erhöhten Temperatur einer Residenz oder Regierungsstadt, zumindest des Klimas eines sie hegenden Landes bedurften, um am Leben zu bleiben und mehr noch, um zu blühen und Ertrag zu bringen. Ständig mußte für sie eine besondere Anstrengung geleistet werden, auch und zumal von den Leitern und Mitarbeitern der Institute. Dabei war aber die Passion oft stärker als die Profession. Guter Wille, Liebe, entsagungsvolles Engagement, ja Aufopferung und mancherlei Originalität (bis hin wohl auch zu Schrülligkeit und Eigenbrötelei) sind den Instituten zuteil geworden. Doch diese Qualitäten haben nicht vermocht, das Defizit an personeller und finanzieller Ausstattung sowie an fachlicher Ausbildung wettzumachen.

Mit spärlicher Besetzung, im Nebenamt oder auf der Ebene der Pedelle waren nur schwerlich Lorbeeren zu ernten. Nicht von ungefähr entstammen die reichhaltigsten Erträge jener Phase der drei Institute, als ihr Personal auf bis zu acht Mitarbeiter zugenommen hatte und sie unter der hauptamtlichen Leitung akademisch qualifizierter Fachleute standen, der Archivräte Dr. Witte und Dr. Endler, die ihnen gar ein Jahrzehnt gemeinsamer Arbeit widmen konnten. Und nicht umsonst hieß es 1932, noch hoffnungsvoll in die Zukunft gerichtet: „Bei Neueintritt wissenschaftlicher Beamter wird auf beständenes Doktor- u. Staatsexamen in Geschichte entscheidender Wert gelegt“ (Minerva-Handbücher, 2. Abt. Die Archive). Das waren die Voraussetzungen, unter denen die „Dreieinigkeit“ fruchtbar wurde, die als solche alles andere denn eine kuriose Merkwürdigkeit war. Im Gegenteil: Zu ihr führte eine alte Traditionsspur vom Museion in Alexandria über das British Museum und das Germanische Nationalmuseum. Heute gelten gleichermaßen „Archiv, Bibliothek und Museum als Dokumentationsbereiche“, und man spricht von der Wiederherstellung des „vielfach in Vergessenheit geratenen Bewußtseins“ ihrer Zusammengehörigkeit (J. Rogalla von Bieberstein, 1975).

Doch diese günstige Konstellation wurde in Neustrelitz zunichte mit dem Ende der Eigenstaatlichkeit und der Verlegung des Hauptarchives 1933/34. Die folgenden Zeit- und Kriegsläufe mit dem Verlust des Museums haben den Wirkungs- und Mitarbeiterkreis weiter verringert.

Abträglich für die Entwicklung der Institute insgesamt ist aber auch die zu geringe Anteilnahme gewesen, die sie erfahren haben, sowohl von der näheren Umgebung, die in Ausdrücken wie Lethargie, Dumpfheit und Desinteresse der Bevölkerung immer wieder zum Ausdruck kommt, als auch von der ferneren Umgebung, die aus den vielen Fällen der Nichtberücksichtigung in übergreifenden, besonders mecklenburgischen Zusammenhängen spricht, wie sie hauptsächlich an der Bibliothek beobachtet wurden. Im nachhinein dürfte kaum noch zu entscheiden sein, inwieweit eigenes Verschulden oder manchmal vielleicht auch die aus Rivalität geborene Absicht des Totschweigens Ursache gewesen ist.

Die Situation verschärfte sich, als eine „neue Zeit“ die andere ablöste, alles Alte nichts mehr gelten sollte, als das antiquarische Interesse unterdrückt und die Zahl der Eingeweihten kleiner wurde in der Stadt. Unter diesen Bedingungen, in einer immer materialistischer werdenden Welt, konnten die Institute, konnte die schließlich allein übrig gebliebene Bibliothek wissenschaftliches Niveau schwerlich erlangen oder halten, noch weniger aber, sich von dem sie tragenden Land emanzipieren und sich selbständig gegenüber historischen Tendenzen behaupten.

Damit zeigen sich Bibliothek, Archiv und Museum in Neustrelitz in Charakter, Funktion, Existenz und Existenzberechtigung eng mit dem des Kleinstaates Mecklenburg-Strelitz verbunden. Sie hatten dazu gedient, ihm zu dem Bewußtsein seines Selbst zu verhelfen; als dieses Selbst unterging, wurden sie gegenstandslos.

Nachwort

Was ist, nach alledem, zur Auflösung der Landesbibliothek Neustrelitz zu sagen, wie ist dieses Ende und die Aufteilung ihrer Bestände zu beurteilen?

Hier widerstreiten die verschiedensten Interessen und Aspekte: die der Machthaber mit ihren politischen Zielsetzungen, die von Stadt und Region mit ihren kulturellen Traditionen und Ansprüchen, die der Wissenschaft mit den überörtlichen Erfordernissen von Forschung und Lehre und die des Bibliothekswesens mit seinen Literaturversorgungsaufgaben und deren organisatorischen Voraussetzungen.

Der Auflösung der Landesbibliothek Neustrelitz liegt ein Ministerratsbeschluß zugrunde. Man wird ihn in erster Linie der Zentralisierungspolitik der DDR in ihren Anfängen zuzuordnen haben, die einherging mit einer Ausmerzung feudaler und anderer unliebsamer Relikte und insofern wohl auch auf die Degradierung und Demontage der ehemaligen kleinen Residenz abzielte und deren Abtakelung und Ausplünderung fortsetzte. Jedenfalls trug dieser Beschluß mit dazu bei, Neustrelitz seinen einstigen bescheidenen Rang und Glanz zu nehmen und die kleine schmucke Kapitale zu Provinzialität „herunterkommen“ zu lassen.

Dort selbst stieß er deshalb verständlicherweise auf „lokalpatriotische“ Ablehnung, aber auch aus fernerer bibliothekarischer Sicht wurde er kritisiert: „Die UB Rostock hat die Auflösung der Bibliothek in Neu-Strelitz bedauert“ (Joost, briefl.); sie sei „nach Auffassung aller Fachleute . . . ein entscheidender Fehler, jedoch typisch für die damalige Zeit (gewesen) . . . für das ohnehin bibliotheksarme Mecklenburg . . . ein Rückschlag . . .“ (Eberlein, briefl.). Begründet werden diese Urteile hauptsächlich mit dem Wert der Bestände; auf Funktionsfähigkeit und Trägerschaft der Bibliothek gehen sie nicht ein.

Dennoch wird es von daher, neben den politischen, auch andere Gründe gegeben haben. Die Auflösung der Landesbibliothek war ja schon 1934, anlässlich der Vereinigung Mecklenburgs, als das Neustrelitzer Archiv in die gemeinsame Hauptstadt Schwerin verlegt wurde, von der mecklenburgischen Regierung erwogen und 1942 sogar von ihrem Betreuer Karbe vorgeschlagen worden – als Alternative für ein an sich erforderliches, aber nicht zur Verfügung gestelltes günstigeres Domizil, „wenn der Gau oder Staat eine Verkümmernung des Instituts vermeiden will“. Inzwischen bestand das Land Mecklenburg-Strelitz, das die

Bibliothek getragen hatte, lange nicht mehr, und für ganz Mecklenburg gab es die Landesbibliothek in Schwerin. Die nunmehrige Kreisstadt Neustrelitz hatte eine Stadtbibliothek, die von der Auflösung der Landesbibliothek profitieren sollte. Zu deren zusätzlicher Trägerschaft waren Stadt und Kreis aus eigener Kraft sicher nicht in der Lage – zumal zweifellos beträchtliche Investitionen erforderlich gewesen wären, um die Landesbibliothek in Neustrelitz voll funktionsfähig zu machen. Deren Benutzung hatte die meiste Zeit zu wünschen übrig gelassen, wenn sie auch nach dem Kriege wieder zunahm. Andererseits gab es Bibliotheken, die mehr nachgefragt wurden und organisatorisch-personell über bessere Voraussetzungen verfügten, wieder andere, die Kriegsverluste auszugleichen hatten, oder auch gänzlich neu aufzubauende Behördenbibliotheken. Auf alle sie wurden die Neustrelitzer Bestände aufgeteilt.

Das Gros der Bücher ging nach Berlin, aber bei der Liquidation waren die „Vettern“ von der Landesbibliothek Schwerin sowie Vertreter der Universitätsbibliotheken Rostock und Greifswald ebenfalls zur Stelle – um „zu retten, was noch zu retten war“, (Joost, briefl.). Dadurch sind wenigstens die Strelitzer Rara und Unika in Mecklenburg geblieben, so heißt es in Neustrelitz, wenn auch sonst manche Dubletten „in Kauf“ genommen werden mußten. Den Marschalk Thurius kann man jetzt in Schwerin bewundern (dort ausgestellt 1979 anlässlich des 200. Jahrestages der ehemaligen Landesbibliothek), die Masch'sche Bibelsammlung in Rostock, wo sie „als Schmuckstück in Ehren gehalten“ wird (Eberlein, briefl.).

Das mag für manchen tröstlich und vielleicht auch eine Rechtfertigung sein am Ende einer ganzen Reihe plausibler Gründe für die Auflösung der Landesbibliothek Neustrelitz. Nur waren sie freilich mehr vergangenheits- oder gegenwartsbezogen als „der Zukunft zugewandt“. Bedenkt man nämlich, daß keine zwei Jahre danach, also bei aller Planung doch wohl schon absehbar, 1952 die Neugliederung der DDR einen Bezirk Neubrandenburg entstehen ließ, so kann man füglich bezweifeln, ob die Verantwortlichen bei der Bibliotheksauflösung gut beraten waren.

Denn als Kern dieses Bezirks lebte das Strelitzer Land wieder auf, das zwar im Süden den „Fürstenberger Zipfel“ an den Bezirk Potsdam verlor, dem aber sonst in allen Richtungen angrenzende Gebiete angegliedert wurden: ehemals mecklenburg-schwerinische Randkreise von Teterow bis Röbel sowie das südöstliche Vorpommern und die Uckermark, Reste der früheren preußischen Provinzen Pommern und Brandenburg. Dabei handelt es sich samt und sonders um anlehnungsbedürftige Gebiete, für die und deren Ausrichtung Schwerin im Westen weit und Stettin im Osten verloren war und die nun – nach kurzzeitiger Zugehörigkeit zum Nachkriegs-Mecklenburg und z. T. zum neuen Land Brandenburg – auch noch von Stralsund und Greifswald im Norden abgewandt wurden durch die Zuordnung aller Küstenstädte zum Bezirk Rostock.

Obzwar die DDR-Bezirke kaum eine politische Selbständigkeit erhielten und wohl am ehesten den bundesdeutschen Regierungsbezirken zu vergleichen sind, so bildete sich in ihnen doch unvermeidlich ein gewisses Eigenleben heraus, auch auf kulturellem Gebiet, mit entsprechenden Zentren in den Bezirksstädten.

Neubrandenburg, die alte mecklenburgische Vorderstadt, die hier zu einer neuen Funktion kam, war allerdings vom Kriege stark zerstört und mußte zunächst die meisten ihrer bezirklichen Funktionen von Neustrelitz aus wahrnehmen lassen. Dazu gehörte auch die neuengerichtete Funktion einer Bezirksbibliothek, die 1954 der Stadtbibliothek Neustrelitz übertragen wurde. Heute gibt es die Stadt- und Bezirksbibliothek Neubrandenburg, die seit 1965 untergebracht ist in dem architektonisch hervorgehobenen „Haus der Kultur und Bildung“ an zentraler Stelle der nach sozialistischen städtebaulichen Vorstellungen neuerrichteten Innenstadt Neubrandenburgs, das bald eine Großstadt sein wird.

Aber diese Bibliothek, die inzwischen immerhin über 200 000 Bände umfaßt, ist keine wissenschaftliche Bibliothek – die der größte „mecklenburgische“ Bezirk somit bis heute

nicht aufzuweisen hat. Und hier hätte – in doppelter Beziehung – die Chance der Landesbibliothek Neustrelitz gelegen! Statt sie aufzulösen und ihre während über anderthalf Jahrhunderten in dieser Region gewachsenen Bestände in alle Winde zu zerstreuen – hätte man die Bibliothek für den Bezirk erhalten, in seine Trägerschaft überführen und sie – wenn es denn sein mußte und sobald es sein konnte – aus dem „feudalen“ Neustrelitz in das sozusagen als Gegentyp favorisierte Neubrandenburg verlegen sollen. Damit wäre für die Bibliothek wieder eine tragfähige Basis vorhanden gewesen, die es ja wohl auch hätte erlauben sollen, sie endlich einmal mit ausreichendem und ausgebildetem Personal sowie mit angemessenen Sachmitteln auszustatten. Zugleich hätten mit der Verlegung der Bibliothek nach Neubrandenburg der Bezirk und seine Bezirksstadt von vornherein an kultureller Substanz und Repräsentanz gewonnen und wohl schon recht bald dieser ansehnlichen Bibliothek wissenschaftlichen Standard verschaffen können, den auch die Landesbibliotheken in der Bundesrepublik oft erst nach dem 2. Weltkrieg erlangt haben.

Nun ist es zwar nicht so, daß der Bezirk Neubrandenburg vom wissenschaftlichen Bibliothekswesen ausgeschlossen wäre. Die Stadt- und Bezirksbibliothek Neubrandenburg ist teilnahmeberechtigt am Internationalen Leihverkehr, und im übrigen wird der Bezirk bibliothekarisch mitbetreut von den alten und inzwischen noch bedeutender gewordenen mecklenburgischen Schwesteranstalten. Die Universitätsbibliothek Rostock hat den Zentralkatalog, die einstige Landesbibliothek Schwerin und jetzige Wissenschaftliche Allgemeinbibliothek des dortigen Bezirks das Pflichtexemplarrecht jeweils für alle drei Bezirke und betreut die „Mecklenburgische Bibliographie“ (veröffentlicht ab 1966).

Ähnlich ist es auf dem Gebiet des Archivwesens, wo das Staatsarchiv in Schwerin für den Bezirk Neubrandenburg mit zuständig ist, sowie auf dem Gebiete des Museumswesens, dessen maßgebliche Einrichtungen sich sämtlich in der alten Landeshauptstadt befinden, einschließlich des erst nach dem 2. Weltkrieg aufgebauten Museums für Ur- und Frühgeschichte. Die ehemalige mecklenburgische Landesuniversität Rostock liegt jetzt im Nordbezirk, zu dem obendrein die pommersche Universitätsstadt Greifswald gehört, ebenfalls mit Staatsarchiv, sowie die alte Hansestadt Stralsund mit ihrem namhaften Stadtarchiv.

Aber es ist eben doch ein Unterschied, angewiesen zu sein auf Einrichtungen in der Ferne, statt sie in leicht erreichbarer Nähe zu haben – zumal die Geheimniskrämerei erschwerend hinzukommt, die „drüben“ in mancherlei Hinsicht betrieben wird, besonders bei den in der Regel ängstlich gehüteten Archiven. Manche lokale und regionale Forschung unterbleibt, wenn dazu keine günstige Gelegenheit an Ort und Stelle vorhanden ist, wo Interesse und Motivation gewöhnlich am stärksten sind. Das daraus erwachsende Manko schlägt umso negativer zu Buch, als dem Bezirk Neubrandenburg auch kompensatorische Einrichtungen mit vergleichbaren übergreifenden Aufgaben fehlen.

So erweist sich der Bezirk Neubrandenburg als strukturpolitisch nicht gerade verwöhnt. Hier, wo bei Integration von Gebieten bisher anderer Zugehörigkeit ein neues territoriales Gebilde mit einem neuen Zentrum zu gestalten war und wo in wissenschaftlich-kultureller Hinsicht ein Ausgleich überkommener Verhältnisse hätte vorgenommen werden können, ist das letztere nicht geschehen. Im Gegenteil, nachdem diese Region bereits eigenes Archiv und Museum verloren hatte, wurde ihr auch noch die Bibliothek genommen, die für den neu sich formierenden Bezirk schon von vornherein ein kultureller Kristallisationspunkt hätte sein können.

Dadurch wurde der ohnehin strukturschwachen Region ein weiterer Verlust bereitet. Und diesen Verlust erlitt nicht mehr das alte Mecklenburg-Strelitz, sondern er traf den jungen Bezirk Neubrandenburg. Dieser mußte sich eine neue Bibliothek aufbauen, die es entsprechend schwer hat, eine historische Dimension und wissenschaftlichen Rang zu erreichen. Da sollte es nicht wundernehmen, wenn auch in dieser „neuen Zeit“ unter den (inzwischen z. T. von Sachsen u. a. durchmischten bzw. überlagerten) „Vettern“ die alten

Ressentiments weitermotten. Denn man könnte sich vorstellen, daß selbst ein ländlicher Bezirk öfter mal mit anderen Meldungen in der Zeitung stehen möchte als mit hohen Geburtenraten oder Erntefrontberichterstattung.

Nachdem man offiziellerseits von dem abrupten Traditionsbruch der Nachkriegszeit über einen historischen Elektizismus „fortgeschritten“ ist zu dem Versuch, die deutsche Geschichte unter Einspinnung des „roten Fadens“ möglichst in Gänze zu okkupieren, bereut man ja vielleicht mancherorts die besonders verlustreiche erste Phase des „Klassenkampfes“ schon. In Schwerin jedenfalls erfreut sich inzwischen sogar das dort neben den anderen Einrichtungen ebenfalls erhalten gebliebene großherzogliche Schloß neuerlicher Aufmerksamkeit mit Restaurierung, Führungen und Thronsaalkonzerten.

In Neubrandenburg, wo man auf das Maltzaneum in Waren als Grundstock hatte zurückgreifen müssen, um zu einem Bezirksmuseum zu kommen, und auf das Karbe-Wagner-Archiv in Neustrelitz, um über ein regionales Archiv zu verfügen (vgl. Carolinum 42. Jg. 1977, Nr. 76/77, S. 108 f.), dort waren 1966 die Voraussetzungen und das Niveau „Heimatkundlicher Jahrbücher des Bezirkes Neubrandenburg“ erreicht, und dort scheinen jetzt auch die Bestände der alten Landesbibliothek Neustrelitz wieder interessant zu werden: Die Stadt- und Bezirksbibliothek Neubrandenburg, die wissenschaftlichen Standard und Status anstrebt, bemüht sich darum und erhält zu den bereits an sie gelangten Neustrelitzer Büchern weitere Zufuhr aus Dubletten, die ein kundiger Bibliothekar in Schwerin noch heute nach dem gediegenen Einband aus den Regalen ziehen kann . . .

Die wichtigste Literatur:

- LATENDORF, Friedrich: Die Grossherzogliche Bibliothek zu Neustrelitz und ihre literarischen Seltenheiten. In: Serapeum 19 (1858), S. 305–316 u. 321–349.
- WITTE, Hans: Ein mißlungener Gründungsversuch (1843–45) mit Ausblicken auf unsere jetzige Vereinsgründung. In: Mecklenburg-Strelitzer Geschichtsblätter 1 (1925), S. 1–19.
- WITTE, Hans: Die Neueinrichtung des Hauptarchivs zu Neustrelitz. In: Archivalische Zeitschrift 35 (1925), S. 111–118.
- BOCK, Gerhard: Die Geschichte der Landesbibliothek Neustrelitz. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 65 (1951), S. 28–37.
- KARBE, Walter . . . der sich die Heimat erwanderte. Hrsg. u. biographisch erläutert von Annalise WAGNER. Rostock 1957.
- LEYH, Georg: Grundsätzliches aus der Geschichte der Bibliotheken. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 57 (1940), S. 337–351.

Aus der Neustrelitzer Zeitung Nr. 16 von Mittwoch, den 7. Februar 1866, Mecklenburg-Strelitzische Anzeigen.

Mecklenburgisch-Strelitzische Anzeigen

Dem Verwaltungs-Ausschusse des Central-Dombau-Vereines in Cöln ist auch für die zweite, von ihm Behufs Beschaffung reichlicherer Mittel für den Ausbau der Cölner Domthürme zu veranstaltende, mit Geldtreffern verbundene Lotterie die Erlaubniß zum Vertriebe von Loosen im hiesigen Lande ertheilt worden, was hiedurch zur öffentlichen Kenntniß gebracht wird.

Neustrelitz, den 30. Januar 1866

Großherzogl. Mecklenb. Landes-Regierung
B. v. Bülow

Motive und Gestaltungen der christlich-sozialen Bewegung

(Friedrich Naumanns Anteil an der christlich-sozialen Bewegung).
Synodalarbeit der Propstei Woldegk
vorgelegt von Probst Hans Schlie.

Hinrichshagen
1962.

Inhaltsverzeichnis

- I. Ein Mahner der Kirche (einleitende Vorbemerkungen)
- II. Eine Kurzbiographie Friedrich Naumanns
- III. Historische Übersicht über die Entwicklungsgeschichte der christlich-sozialen Bewegung:
 1. In England
 2. In Deutschland im Jahre 1848
 3. In der kath. Kirche Deutschlands
 4. In Österreich
 5. In dem evangelischen Deutschland seit 1878
- IV. Wer war Naumann? – Friedrich Naumanns Leben und Wirken, berichtet und beurteilt
- V. Naumanns publizistische Tätigkeit, mit besonderer Berücksichtigung seiner drei Hauptschriften:
 1. Arbeiter-Katechismus oder wahrer Sozialismus . . .
 2. Was tun wir gegen die glaubenslose Sozialdemokratie?
 3. Das soziale Programm der evangelischen Kirche
 4. Die drei Artikel betreffend Innere Mission
- VI. Würdigung Naumanns in der Trauerfeier durch Professor Deissmann
- VII. Zitate aus Naumanns Schrifttum
- VIII. Ein abschließendes Wichernzitat
- IX. Erläuterungen zu den Anmerkungen
- X. Literaturhinweis

Vorwort!

In Marburg anl. des Caroliner Treffens im September 1981 wurde von der Schriftleitung an uns Anwesende appelliert, literarische Beiträge für das „Carolinum“ zur Verfügung zu stellen.

Die Bestandsaufnahme zu Hause ergab für mich einen Fund im Bücherschrank. Vor nunmehr 20 Jahren hatte ich mich mit Friedrich Naumann beschäftigt. Das Ergebnis liegt auf den nachfolgenden Seiten vor.

Sicher gibt es viele Möglichkeiten, über diesen – wie mir scheint - vergessenen, zu Unrecht vergessenen deutschen Patrioten sich zu informieren. Allein die vielen Lexika bieten sich mit ihren Kurzbiographien dafür an. Mir liegen einige Exemplare davon vor. Dennoch lassen wir einmal diese Auskünfte beiseite. Kürzlich las ein Freund diese Arbeit über Naumann. Nach der Lektüre meinte er zu mir: „Warum haben die Sozialdemokraten eigentlich diesen Mann nicht später einmal für sich beschlagnahmt?“ Nun, darüber habe ich damals, 1962, als ich noch in der DDR lebte und wirkte, nicht nachgedacht. Das war auch nicht mein Thema. Jetzt würde ich wohl sagen: „Es ist durchaus im Nachhinein denkbar, daß Friedrich Naumann heute Mitglied dieser Partei sein könnte, da er zu seiner Zeit in der damaligen Amtskirche als ein Fremder gelebt hat. Sein politisches Programm ist tatsächlich dem Programm der SPD sehr nahe. Statt dessen hat ihn nun die FDP okkupiert.“

Wer war Friedrich Naumann wirklich? Zunächst einmal – Mecklenburger war er nicht, daher auch nicht Neustrelitzer. Er hatte jedoch in Neustrelitz Freunde und er hat diese Freunde in Neustrelitz besucht.

Ich bin Frau Anneliese Wagner – Neustrelitz sehr verbunden und bedanke mich bei ihr sehr herzlich, daß sie mir auf meine Anfrage nach Naumanns Verhältnis zur Neustrelitzer Scenerie so schnell geantwortet hat und mir dabei folgendes mitteilt:

„Nach meiner Erinnerung hat Naumann 1919 Neustrelitz besucht, gleichzeitig waren Prof. Heuss und Gertrud Bäumer hier zu einer demokratischen Tagung und hielten Reden im Weißen Saal des Schlosses. Es kann sein, daß Dr. Hustaedt (damals Minister) alle einlud. Es war eine sehr bedeutsame Veranstaltung.“

Evtl. hat Naumann Fritz v. Engel (ehem. Kammerherr) besucht, der auch missionarisch tätig war, oder Dr. Berg (Christliche Gemeinschaft), beide wohnhaft damals Tiergartenstr. 14 u. 15 (beide tot), da Naumann doch auch für „Innere Mission“ tätig war oder als Sozialpolitiker mit Dr. Roderich Hustaedt bekannt war.

Dies alles könnte sein, aber ich kann es nicht beschwören, erinnere es nur, da ich als „emanzipiertes Frugensmensch“ mich sehr für Gertrud Bäumer interessierte, ihr Werk aber erst später studierte und verehrte.“

gez. A. Wagner

Wer war Friedrich Naumann? Er war Theologe und Politiker. Er wollte christliche Ethik in politisches Handeln umsetzen. Dabei wurde er einsam und mißverstanden, sogar in der eigenen Familie. Dennoch wurde er niemals zum Phantasten. Er war ein glühender Patriot. Wenn ich ihn einen Propheten nennen würde, hätte ich wahrscheinlich damit meine Wertung überzogen. Dennoch würde ich ihn gern in der Nähe prophetischer Gestalten ansiedeln. Seine Thematik ist heute noch genau so aktuell und explosiv wie damals. Alles steckt voller Dynamit.

Mit der Glaubenskraft des Neuen Testaments wollte er die Entfremdung des Menschen überwinden helfen. Dabei dachte er vor allem an die Entfremdung des Menschen von Gott, von der Gesellschaft und von sich selbst. Ihm ging es darum, der Menschheit eine Welt der Hoffnung zu erwirken, die er in der Zukunft schon prophetisch in ihren Konturen erkannte. Er war ein brennender christlicher, aufrechter Kämpfer, der sein Deutschland über alles liebte.

Vor wenigen Jahren hatte ich das Glück einem Manne zu begegnen, der Friedrich Naumann so erlebte, wie ich ihn hier auf den folgenden Blättern schildere.

Gescheitert ist Friedrich Naumann nicht, wenn auch sein Kampf um Deutschland und seinen Menschen bei seinem frühen Tode 1919 längst nicht zu Ende gefochten war.

Friedrich Naumann hat es verdient, auf die Ebene der Gegenwart gehoben zu werden.
Reinbek im April 1982

Hans Schlie

I. Ein Mahner der Kirche (einleitende Vorbemerkungen):

Die evangelische Kirche hat im 19. Jahrhundert mehrere Männer aufzuweisen, die das Übel der falschen Ordnung an der Wurzel erkannten und Verständnis für die leidenschaftlich geäußerten Änderungswünsche der benachteiligten Bevölkerungskreise aufbrachten. Einer von ihnen war Friedrich Naumann. Mutig wie vor ihm Wichern und gleichzeitig Stoecker faßte er das „heiße Eisen“ an. Er forderte eine Kirche, die sich von der konstantinischen Staatskirche freimachen sollte; er forderte eine Kirche, die sich in Deutschland von der alten Tradition „Thron und Altar“ löste und ihren eigenen Weg gehen sollte. Die eben genannten Drei erkannten ebenso, daß mit Wohltätigkeit – würde sie auch von der Kirche geübt – nicht der Not des Proletariats beizukommen war, sondern daß hier ganz neue Wege gegangen werden mußten. Sie wurden wohl gehört und doch nicht verstanden, sie blieben daher Außenreiter.

Heute sehen wir klar ihre Schwächen und Fehler. Vor allem sagen wir ein radikales Nein zu Stoeckers Antisemitismus. Dennoch schulden wir heute den mutigen Mahnern für eine gerechte soziale Ordnung ein dankbares Gedenken. Der Ausdruck der Dankbarkeit Friedrich Naumann gegenüber wird die nachfolgende Abhandlung sein.

II. Eine Kurzbiographie Friedrich Naumanns:

Friedrich Naumann wurde am 25. 3. 1860 in Störmthal bei Leipzig als Sohn des Oberpfarrers Naumann geboren. Nach anfänglichem Besuch der Dorfschule und weiterer Vorbereitung beim Vater und Großvater (Professor Ahlfeld in Leipzig) war er bis zum Abitur Schüler von St. Afra in Meissen. In Leipzig und Erlangen studierte er Theologie mit Abschluß des 1. theologischen Examens. Bei Wicherns Sohn war er Oberhelfer im Rauhen Haus zu Hamburg. Nach dem 2. theologischen Examen erhielt er die Pfarre in Langenberg in Sachsen. Darauf folgte er dem Ruf des Vereins für Innere Mission in Frankfurt am Main. Er starb 1919 während eines Kuraufenthaltes an der Ostsee.

Lebendiges Interesse für die Dinge des öffentlichen Lebens, brennende Liebe zur Person Jesu Christi und zum kleinen Manne im Volk, zündende Beredsamkeit machten ihn zum Führer der Christlich-Sozialen, die sich später zum national-sozialen Verein zusammenschlossen. Er hatte Einfluß im ev.-soz. Kongreß und in einem Teil der evangelischen Arbeitervereine. Naumann begründete 1895 das christlich-soziale Wochenblatt „Die Hilfe“, die er als Organ der National-Sozialen leitete. Naumann hatte seinen geistlichen Beruf inzwischen aufgegeben und lebte als Schriftsteller in Berlin-Schöneberg der Politik. Seine ursprüngliche Absicht, in der Nachfolge Jesu dem Proletariat sozial-politisch zu

dienen, wich allmählich der Meinung, daß das Christentum in den nationalen und sozialen Machtkämpfen der Politik kein maßgebender Faktor sein könne.

Aus seinen Schriften werden genannt: Was heißt Christlich-Sozial? 1896. Gotteshilfe (Andachten aus der Hilfe). Asia, 1899 erschienen. Demokratie und Kaisertum, 1900 erschienen. Seine Tageszeitung „Die Zeit“ bestand nur von 1896–1897. Weitere Schriften werden noch später in der Abhandlung ausführlich besprochen.

III. Historische Übersicht über die Entwicklungsgeschichte der christlich-sozialen Bewegung:

Seit etwa 1850 nennt man christlich-soziale Bestrebungen solche Bewegungen, die das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben der Menschheit mit den Lebenskräften des Evangeliums durchdringen wollten. Als gemeinsamen Zug haben sie das Reformatorische. Sie sind jedoch nach Ort und Zeit, nach Volk und Konfession mannigfaltig geartet.

1. In England tauchte gegen Ende der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts das Wort christlich-sozial zuerst auf, um gegenüber der chartistischen Bewegung (Chartismus = englische Arbeiterbewegung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts) Besitzende und Nichtbesitzende auf ihre Christenpflicht aufmerksam zu machen. Männer der englischen Kirche wie Kinsley, Robertson (siehe Anmerkung am Ende) und Männer des öffentlichen Lebens, wie etwa Hughes (siehe Anm.), alle durch den prophetischen Carlyle (siehe Anm.) angeregt, verbanden sich, um in den oberen und unteren Schichten des englischen Volkes ein christliches Interesse für die sozialen Verhältnisse zu wecken und den Einfluß des Christentums zur Besserung der sozialen Lage des arbeitenden Volkes in Anspruch zu nehmen. In der Tat ist es ihnen gelungen, weitere Kreise in ihre Überlegungen hineinzuziehen und dadurch der Arbeiterbewegung Englands einen friedlichen Charakter zu geben.

2. Auf deutschem Boden war Wichern der erste, der im Jahre 1848 auf dem Kirchentag zu Wittenberg den christlichen Sozialismus wachrief, um mit seiner Hilfe den atheistischen, revolutionären Sozialismus zu bekämpfen. Er dachte dabei vor allem an die Hilfe der Inneren Mission und an ein christliches Genossenschaftswesen im Geiste V. A. Hubers (siehe Anm.). Zu einer Ausgestaltung des eigentlichen Sozialen ist es aber bei ihm nicht gekommen. Obwohl in seinen Arbeiten, Einrichtungen und Anstalten überall soziale Samenkörner ausgestreut sind. Das Politische, besonders das politische Parteiwesen, wollte er in den Dienst seiner christlich-sozialen Auffassung nicht hineinziehen.

3. Bald danach regte sich der christliche Sozialismus auch auf dem Gebiete der katholischen Kirche Deutschlands. Hier war Bischof Ketteler der Bahnbrecher. Mit großer Energie machte er die christlichen Gesichtspunkte des Besitzes geltend und zog die Kirche mit ihrem Geiste der Frömmigkeit und der Nächstenliebe zur Lösung der sozialen Spannung heran. Den Staat wollte er nur so weit beteiligt sehen, als es sich um die Hebung von Not, Elend und Pauperismus handelte. In den „Christlich-Sozialen Blättern“ fand diese Richtung ein viele Jahre hindurch wirksames Organ. In den sozialen Bestrebungen des Zentrums unter der Führung Prof. Hitzes fand er eine Nachfolgerschaft, die neben dem Kirchlichen auch das politische und sozial-politische Moment stark betonte.

4. Wenn wegen der Vollständigkeit der Übersicht in diesem Zusammenhang die christlich-soziale Partei Österreichs erwähnt wird, so sei gleich hinzugefügt, daß sie ihren Ursprung wesentlich aus dem antisemitischen Kampfe herleitete. Dennoch nahm sie an den allgemein katholisch-sozialen Bestrebungen, besonders durch ihren Führer Prinz Liechtenstein, einen gewissen Anteil. In Wien hat sie, glücklicher und erfolgreicher als die Berliner Bewegung, einen beachtenswerten Sieg über den unchristlichen, jüdisch gefärbten Liberalismus davongetragen.

5. Nach diesem Exkurs wenden wir uns wieder dem evangelischen Deutschland zu. Für das evangelische Deutschland ist die christlich-soziale Arbeit, die zu Wicherns Lebzeiten

hinter die Werke der Inneren Mission zurücktrat, im Jahre 1878 durch die Eiskellerversammlung in Berlin zu neuem Leben erweckt worden. Der Zustand des kirchlichen, christlichen, vaterländischen und sozialen Lebens war damals dermaßen zerrüttet, daß der drohende Umsturz mit reißender Schnelligkeit wuchs. Die Ursache dafür lag einerseits in dem Schwindel der siebenziger Jahre und dem darauf folgenden Krach, andererseits in dem kirchenfeindlichen Liberalismus mit seiner vielfach in jüdischen Händen befindlichen Presse. Besonders in den großen Städten, zumal in Berlin, drohte im Bunde mit einem ungeheuren Abfall von der Kirche die Sozialdemokratie über die Arbeiterklasse die völlige Herrschaft zu gewinnen. Von Seiten des Staates und der Gesellschaft geschah nichts. Da traten in Berlin gegen Ende des Jahres 1877 sozialgesinnte Männer, unter ihnen Prof. Dr. Adolf Wagner, Pastor Todt und Hofprediger Stoecker zu einem Zentral-Verein für Sozial-Reform zusammen, um die sozialen Angelegenheiten im reformatorischen und vaterländischen Sinne zumeist wissenschaftlich, dann auch agitatorisch zu bearbeiten. Um diesen Bestrebungen einen volkstümlichen und praktischen Ausdruck zu geben, begründete Stoecker die christlich-soziale Arbeiterpartei mit einem durchgebildeten Programm. Dies Programm traf die sozialen und sozial-politischen Bedürfnisse der Zeit so sehr im innersten Kern, daß es in den nachfolgenden anderthalb Jahrzehnten größtenteils verwirklicht wurde. Daneben ging eine durch Versammlungen und Flugschriften betriebene Volksbewegung her, die sich zu der Berliner Bewegung ausweitete und dort eine große Schar von mehr als 70 000 Männern und Frauen, meist des Arbeiterstandes unter der christlich-monarchistisch-sozialreformatorischen Fahne sammelte. Diese Gruppe konnte den das christliche Leben ertötenden kirchlichen Liberalismus in den Gemeindevertretungen ebenso wie auf den Synoden überwinden. Die Schicksale dieser Bewegung, die mit der christlich-sozialen Sache auf- und abging, sind bekannt. Dazu gehören unbegreifliche Regierungsmaßregeln, nicht zuletzt die äußerste Ungunst vom kaiserlichen Hause her, die ihr Wachstum behindert und sie damit auf den politischen Boden zurückgedrängt haben. Es blieb nicht aus, daß ihr Bestand auch auf dem kirchlichen Gebiet gefährdet wurde.

Die christlich-soziale Arbeiterpartei hat dabei noch ihre besondere Geschichte durchlebt. Durch das Sozialistengesetz (1878 im Reichstag beschlossen) an der Fortsetzung des Kampfes mit der Sozialdemokratie, die nun vorübergehend aus dem öffentlichen Leben verschwand, verhindert, wurde sie ganz von selbst zur christlich-sozialen Partei. Diese Partei hat bis zum Jahre 1896 mit der konservativen Partei in enger Verbindung gestanden. Mit ihr zusammen und in dieser Verbindung durchlebte sie als die soziale und agitatorische Avantgarde derselben das große Jahrzehnt der Sozialreform. Die spätere Trennung von der konservativen Partei stellte sie vor neue Lagen und Aufgaben, deren Ergebnis erst in der Zukunft lag.

Eine schwere Krisis hat die christlich-soziale Sache dadurch erfahren, daß Naumann seine Bestrebungen, die von denen der alten Christlich-Sozialen immer verschieden waren, mit demselben Namen benannte. Die „Alten“ hatten es von Anfang an mehr auf eine christliche Durchdringung und Belebung des Volkes abgesehen. Ihre soziale Tätigkeit war ihnen die Erfüllung einer versäumten Christenpflicht gegenüber der Bibel und der sozialen Aufgabe. Die technische Hilfe in den Nöten der Zeit wollten sie der Sozialpolitik des Staates überlassen.

Die „Jungen“, wenigstens Naumann, leiteten zuerst auch ihre sozialpolitischen Positionen aus dem Christentum ab. Das änderte sich bald und im völligen Gegensatz zum Bisherigen verwarfen (bzw. verneinten) sie das Christentum als Grundlage sozialer Parteibildung. Ihre sozialpolitischen Positionen waren reichlich radikal, dennoch den Sozialdemokraten zu optimistisch, den Konservativen jedoch zu feindlich. Natürlich mußte dadurch eine starke Verwirrung entstehen. Hierfür trifft Naumann die volle Verantwortung. Hätte er sich und seine Freunde von vornherein national-sozial genannt, so wäre beiden Seiten viel Bitterkeit und Ärgernis erspart geblieben.

Wenn aus der christlich-sozialen Bewegung ein Kongreß, der sich evangelisch-sozial nannte, und eine Konferenz, die sich als kirchlich-sozial bezeichnete, hervorgegangen sind, so bedeuten diese beiden Bewegungen keine sozialen Gegensätze, sondern nur durch Umstände bedingte Ausdrücke für eine ähnliche Sache. Der richtige Name war und blieb: christlich-sozial.

Es bleibt abschließend zu dem vorstehenden Komplex nur die Bemerkung übrig: Beide neuen Bewegungen standen mit der christlich-sozialen Partei in keinem Zusammenhang, sondern nur in einer gewissen geistigen Gemeinschaft.

IV. Wer war Naumann? – Friedrich Naumanns Leben und Wirken, berichtet und beurteilt:

War Friedrich Naumann Politiker? War er Theologe? Die Wurzeln seines Wesens reichten in den Grund angesehener Pfarrhäuser hinein. Nach der Versetzung seines Vaters aus Störmthal, verbrachte er die Kindheit in Lichtenstein in Sachsen. Auf die Pfarre dieses Ortes hatte den Oberpfarrer Naumann der fürstliche Patron berufen. Der Vater liebte patriarchalische Verhältnisse, er war ein gern gesehener Gast im Hause seines Patrons. Die Welt der Weber und Strumpfwirker seiner Gemeinde, in deren Straßen und Versammlungsstätten schon häufiger sozialdemokratische Parolen laut zu hören waren, war seinem von Nervenschwäche angefochtenen Wesen fremd. Die Mutter, eine offene, ehrliche Frau, war eine echte Tochter des damals bekannten Leipziger Theologen Ahlfeld. Sonderbar war in ihrer Veranlagung, daß sie Botanik und englische Literatur aller sonstigen Bildung vorzog. Den Sohn Friedrich zog es immer mehr zur Mutter als zum Vater. Daher kam es auch wohl, daß der Enkel Naumann dem Großvater näher stand als dem Vater. Als er vorübergehend in Leipzig die Schule besuchte, wohnte er gemeinsam mit seinem Bruder bei dem Großvater, in dessen Hause, besonders zur Tischzeit, häufig anregende Gäste zu treffen waren. Von Leipzig wechselte er dann nach Meißen in die Fürstenschule St. Afra über. Das Internat dieser Schule war ihm oft genug ein „Kerker“. Die gesetzliche Schuldisziplin widersprach seiner freien Charakterveranlagung. Was sollte er nach dem Abitur studieren? Geschichte war sein Lieblingsfach. Aber auch gute Leistungen in der Mathematik waren gewisse Anzeichen seines praktischen, nüchternen und redlichen Wirklichkeitssinnes. Dennoch entschloß er sich, den Wünschen seiner Familie sich fügend, zum Studium der Theologie.

Der akademische Betrieb der theologischen Fakultät in Leipzig erfüllte ihn zunächst mit Begeisterung. Er war zufrieden. Aber bald genügten ihm nicht mehr der wenig schöpferische Kahnis und der das Luthertum stark betonende Luthardt. Er nahm die Gelegenheit wahr und hörte gleichzeitig Wilhelm Wundt. Auch an dem aktiven studentischen Leben nahm er offen Anteil. Auf einer Reise nach Rostock zu einem Bundesfest besuchte er Berlin. Er machte dort Station, um das Abgeordnetenhaus aufzusuchen. Vielleicht lag darin schon das Ziel seines Lebensweges angedeutet. Er wandte sich sogar der Kunst zu und nahm Unterricht bei einem Tiermaler. Von der Malerei machte er regen Gebrauch und brachte von seinen vielen Reisen manche Skizze nach Hause. Die ästhetischen Probleme beschäftigten ihn ständig. Er machte sich sogar Gedanken über Kirchen aus Glas und Stahl. Gerade das Baugewerbe verfolgte er nicht nur in seiner wirtschaftlichen und parteipolitischen Bedeutung, sondern auch in seinem künstlerisch-architektonischen Auftrag.

In Leipzig traf er nun auf Stoecker, der von der Studentenschaft zu einem vaterländischen Vortrag eingeladen war. Dabei kam es zur Gründung des Vereins Deutscher Studenten. Naumann war von der Rede Stoeckers nicht nur angetan, er war im vollen Sinne des Wortes begeistert. Naumann wechselte nun nach Erlangen über. An dieser theologischen Fakultät wirkte Frank, der den Eifer Naumanns entfachte. Was war die Ursache für Naumanns Entscheidung? Frank ging von der religiösen Erfahrung aus, wie sie sich in Neugeburt als Bekehrung zeigt. Die Tatsache der Glaubensgewißheit wird hierbei von Naumann erfahren.

Für Naumann war Erfahrung das entscheidende Stichwort. In einer Vortragsdisposition für ein Theologenkränzchen kam dieser neue Ansatz und das neue Verständnis Naumanns zum Ausdruck. Er stellte den „kirchlichen Theologen“ die „nichtkirchlichen Theologen“ gegenüber, d. h. nach seiner Meinung den traditionellen – die empirischen. Damit wurden durch ihn Luthardt – Frank konfrontiert.

Diese Begebenheit ist so wichtig, weil hier sich schon im Unterbewußtsein Naumanns der spätere Bruch ankündigt, der ihn einmal aus der Welt der traditionellen Kirchlichkeit auf das bewegte Meer des von gefährlichen Realitäten bewegten Lebens führen sollte.

Sein praktisch veranlagter Sinn wird indes besonders von Prof. von Zezschwitz (dem Prof. für praktische Theologie) angesprochen, der ihn in die Arbeit der Inneren Mission einführte. Besonders beeindruckte ihn eine Exkursion nach Neudettelsau.

Für das letzte Semester wählte er wieder Leipzig. Hier überfielen ihn sogleich die alten Hemmungen und Zweifel. Soll er wirklich Pfarrer werden? – Seine Schwester Margarete berichtet in ihrer kleinen Schrift (siehe Literaturangabe): „Schon damals wartete er auf den inneren Ruf oder vielmehr auf das Hinweisende, Zwingende äußerer und innerer Umstände, das seiner Entscheidung entgegenkommen sollte. Man hat ihn Fatalist genannt, ihm wohl auch Mangel an Initiative vorgeworfen. Jedenfalls war es ein Zug religiösen Ursprungs, der stark zu seinem Wesen gehörte. Eine mit dem menschlichen Verstand nicht zu fassende Zweckbestimmung ordnete das Wohlbestehen, und der Einzelne hatte zu gehorchen, wo sein Platz sei. Das war sein Schicksal.“

Entscheidend war für Naumann der folgende Entschluß, als Oberhelfer in das „Rauhe Haus“ einzutreten. Hier war er an dem richtigen Platz und dieses Haus wurde nun für sein weiteres Leben entscheidend. Es dürfte nicht zu viel gesagt sein, wenn man behauptet, daß dieses Haus zum Wurzelboden seines späteren Wirkens wurde. Hier verbrachte er auch, nach seiner eigenen Aussage, die besten Jahre seines Lebens. Aus jener Zeit ist uns ein Foto erhalten. Es dürfte wohl recht gedeutet sein, wenn man von dem sanften Gesicht spricht, das ein wenig von Wehmut umspielt ist. Seine Augen lassen einen fragenden Blick erkennen. Tiefe Ehrlichkeit paarte sich in ihm mit bezaubernder Güte, so berichten seine Zeitgenossen.

Im „Rauhen Hause“ war Johannes Wichern seinem Vater Johann Hinrich in der Leitung gefolgt. Naumann bewunderte ihn oft wegen seines vorbildlichen, aufopfernden Fleisses und seines achtunggebietenden Organisationstalentes. Der Erzieher Naumann lernte nun als junger Oberhelfer die Abgründe der Gemeinheiten kennen, die ihm vorher fremd geblieben waren. Er ließ sich sogar einmal zur Prügelstrafe hinreißen. Dennoch wurde er als Familienleiter Herr über die dunklen Dämonen. Vor allem lernte er den Segen der Gemeinschaft kennen.

Die Herausgabe der Festschrift für das 50jährige Jubiläum der Wichernschen Gründung ließ ihn erstmalig die echte Freude am schöpferischen Schreiben spüren. Laufende Beiträge für die „Fliegenden Blätter“ machten seinen Stil wie seine Gedanken immer selbständiger und freier. Naumann erwog sogar, die Gedanken der Inneren Mission in die akademische Welt zu tragen. Er strebte also eine akademische Lehrtätigkeit an. Dieser Entschluß brachte ihm einen Zusammenstoß mit seinem Vater, der ihn lieber in einer sicheren Pfarre sehen wollte. In diesem Konflikt mit seinem Vater gab er schließlich nach.

Im Jahre 1886 hielt er seine Antrittspredigt in Langenberg. Theodor Heuss berichtet von dem Ernst der Naumannschen Absichten, die er in dieser Predigt ausführte: „Ein Bote Gottes möchte ich für euch alle sein, ein Freund in Seelennot und Mißgeschick für jeden von euch, nicht ein Pastor für diese oder ein Pastor für jene, nein, ein Seelsorger für euch alle, für den Mann im Bettelkleid ebenso wie für den, der weit den Berg hinauf sein eigen Feld bestellt, für den, welcher schon mitten drin steht in einem glaubensfrohen, frommen Christenleben, wie für den, welchem bisher der Glockenton noch ein toter Klang und die

Bibel noch ein stummes Buch ist“ (siehe Th. Heuss Friedrich Naumann, der Mann und das Werk, Seite 66).

Bald bedrängten den gewissenhaften Seelsorger die sozialen Probleme seiner Gemeinde. Die Politik bedrängte ihn unwerbend. Er schrieb seinen Aufsehen erregenden „Arbeiter-Katechismus“ (1899 in Calw erschienen). Er wird im nächsten Kapitel behandelt. – An dieser Stelle seien hier nur die bezeichnenden Sätze angefügt: „Der Fabrikant fährt mit zwei blanken Rappen, sein Mitarbeiter, der Eisengießer Müller, geht aus Not in zerrissenen Stiefeln. Solange etliche Börsenmänner Summen erwerben, mit denen man halbe Völker speisen könnte, während daneben Vater und Mutter bei jedem neuen Kindlein mit bebender Stimme vor sich herbeten: Was unser Gott geschaffen hat, das will er auch erhalten; solange hier in einer Nacht Tausende verspielt und an lockere Weiber vertändelt werden, während dort die Näherin für stündlich acht Pfennig mit müden Augen, mit abgezehrten weißen Fingern bis nachts um zwei Uhr arbeiten muß, nur um nicht der öffentlichen Unzucht in die Arme laufen zu müssen, solange wird der Ruf nach ökonomischer Gleichheit nicht verstummen. Wollt ihr denen den Mund zuhalten, die nach Brot schreien? Wir schreiben auf unsere Fahne: Größere Gleichheit!

Zu eben dieser Zeit kam er mit Martin Rade, seinem späteren Schwager, in eine enge Arbeitsgemeinschaft. Er schrieb für die „Christliche Welt“. Die „Zukunft der Inneren Mission“ lag ihm ebenso am Herzen. Unter diesem Titel erschienen 1888 in der Christlichen Welt zwei Aufsätze. In diesen Arbeiten suchte er den Weg der Inneren Mission von dem privaten Ziel der Seelenrettung weg zu der Erkenntnis weitreichender sozialer Aufgaben zu bahnen. Er schrieb damals: „Die Innere Mission wird schließlich Volkssache im allgemeinen werden und dabei den Charakter des besonderen religiösen Unternehmens vollständig verlieren. Aus der willkürlichen Liebestätigkeit wird gesetzliche Organisation, aus der Privatsache wird, je nach Art und Inhalt, Staatssache oder Kirchenregimentssache. Die Innere Mission ist die freie christliche Vorarbeit für zukünftige bleibende Organisationen in Staat und Kirche. Das großartigste Beispiel in dieser Hinsicht ist die Schule. Die Entwicklung der Inneren Mission lenkt unser Nachdenken auf einen Verwaltungsstaat in höchster Potenz, um es mit kurzem Wort zu sagen: auf einen sozialistischen Staat. – Entlastung des Bedrängten, das ist das Motiv, das Motiv des Sozialismus. Sozialismus und Innere Mission sind wie Bruder und Schwester. Das ist es aber, was mein Christenherz bei der Erkenntnis von der Zusammengehörigkeit von Innerer Mission und Sozialismus jubeln läßt, daß ich nun völlig gewiß bin: der Zukunftsstaat wächst nicht ohne starken Zusatz christlicher Elemente auf. Die Innere Mission ist das Christliche in der Zukunftsmischung. Dazu hat sie Gott bereitet und über uns kommen lassen, daß sie eine christliche, geheiligte Vorbereitung des kommenden Weltalters werde. Die Wichern, Fliegener, Löhe haben noch nicht geschaut, wozu Gott ihrer Hände Werk brauchen wollte. Uns, die wir dankbar an ihren Gräbern stehen, läßt Gott der Herr einige erste Blicke in seinen Gnadenrat mit unserer Zeit tun. Wahrlich, seine Wege waren noch tausendmal höher als die Wege der Edlen, die, von der Not der Brüder getrieben, einige Liebesanstalten gründeten.“

Können wir uns nach all diesem heute darüber wundern, wenn Naumann damals den folgenden Satz formulierte: „Die Liebe im größten Stile ist eben und bleibt das barmherzige Staatsgesetz.“? Seine Gedanken kreisten damals ständig um das Begriffspaar: christlich-sozial.

Mit der Übernahme der Geschäftsführung in Frankfurt am Main begann ein neuer entscheidender Abschnitt in Naumanns Leben und Wirken. Während dieser Zeit heiratete er Magdalene Zimmermann, eine Pfarrerstochter. Immer deutlicher und härter wurde er nun von der Frage des Verhältnisses der Diakonie zur Politik bedrängt. Auf dem Nürnberger Kongress der Inneren Mission ging er auf die Bedeutsamkeit der Sozialdemokratie ein. Er nannte sie „die erste große Häresie der evangelischen Kirche.“

Mit Hilfe der neugebildeten Arbeitervereine begann er dem politischen Sozialismus Widerstand zu leisten. Immer weiter wurde er selbst in die Politik hineingezogen. Wieder

kam aus seiner Feder eine Schrift: „Jesus der Volksmann“, sie sollte die von ihm begründete „Göttinger Arbeiterbibliothek“ einleiten. Ihr Inhalt diene dazu, dem sozialen Gedanken des Evangeliums Raum zu schaffen.

1894 erschien die Sammelschrift: „Was heißt Christlich-Sozial?“ In dieser Schrift wurde der vordrängende politische Kurs noch deutlicher ausgeprägt.

1895 gründete er die politisch-christlich-soziale Wochenschrift „Hilfe“. Mit dieser Erscheinung griff er aktiv in die Tagesfragen ein. Zur gleichen Zeit begann in Berlin das Drama um den Hofprediger Stoecker. Der für Thron und Altar eifernde Prediger erlebte seine bisher größte Enttäuschung, als Wilhelm der II. im Februar 1896 unter Akklamation des Oberkirchenrates despeschieren ließ: „Politische Pastoren sind ein Unding. Wer Christ ist, ist auch sozial; christlich-sozial ist Unsinn“. (Siehe Walter Frank, Hofprediger Adolf Stoecker und die christlich-soziale Bewegung. Seite 275). Damals löste sich Naumann aus dem Pfarramt. Er wurde Politiker und siedelte nach Berlin über.

1903 kamen die „Briefe über Religion“ heraus. Diese Schrift sollte durch das darin enthaltene religiöse Bekenntnis einen Schlußstrich unter seine theologische Laufbahn setzen.

Über den Politiker Naumann zu schreiben, wäre sicher reizvoll, diese Aufgabe gehört jedoch nicht zu dieser Abhandlung. Die Phasen seiner Entwicklung dürften durch folgende Stufen angedeutet sein: christlich-sozial, evangelisch-sozial, national-sozial.

Was im vorstehenden Kapitel III. ausgeführt wurde, soll hier nochmals kurz angedeutet werden, weil es zum Gesamtbild des Lebens und Wirkens Naumann gehört.

In der Bewegung des evangelisch-sozialen Kongresses vertrat er Stoecker gegenüber die „Jungen“. Charakteristisch war für ihn in allen Dingen der liberale Zug seines Handelns. Die Freisinnige Vereinigung, die Fortschrittliche Volkspartei waren ihm Etappen auf seinem Lebensweg und in seinem Wirkungsbereich.

Im Weltkrieg und danach ließ er sich besonders von der Außenpolitik bestimmen. (Bei Theodor Heuss sind diese Dinge in guter Darstellung zu finden). Der verlorene Krieg hatte sein Herz tief verwundet. 1919 brach er zusammen. Viel hatte er gekrankt in seinem Leben. Unerwartet erlag er nun an der Ostsee einem Herzschlag. Er sah sich kurz vor dem Ziel seines Lebens und Wirkens; er war Führer der Deutsch-Demokratischen Partei geworden.

War Naumann Theologe, war er Politiker? Diese Frage steht noch immer vor uns! Er dürfte im Grunde seines Wesens Politiker gewesen sein. Denn am meisten nahmen ihn die Dinge der Wirtschaft, Partei, des Handelns und der Staatsführung in Anspruch. Er war ein Mann der irdischen Realität.

In dem Brief aus Hamburg an seinen Vater hatte er geschrieben, als er sich sträubte, das Pfarramt zu übernehmen: „Bei Dir fällt Theologie und Glaube zusammen. Ich habe noch keine Theologie. Noch einmal: sollte ich jetzt anderswo allein für mich Pfarrer werden, ich käme mir wie ein Kind vor, das den Weg verloren hat“. (Margarete Naumann). Zu Anfang hatte er gemeint, daß der Kirche ein politischer Auftrag gegeben sei. Doch bald hieß es in „Die Zukunft der Inneren Mission“: „Auch wir halten es für arge Überschätzung, wenn jemand behauptet: die Innere Mission wird die soziale Frage lösen“.

Im Arbeiterkatechismus (Seite 60) schrieb er: „Die Kirche ist mit keiner politischen Partei verknüpft. Sie hat ihre Glieder in allen Parteien und steht selbst über den Parteien. Ihr Meister hat ihr die Losung mitgegeben: Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Solche Äußerungen sollten vermutlich motivieren, daß er sich als politisch Berufener gegen ein theologisches Wirken wehrte. Seine christlich-soziale Epoche war also keineswegs einer kirchlichen Aktion gleichzusetzen. Diese Vermutung verdichtet sich zur Gewißheit, wenn es in seiner Schrift: Was heißt christlich-sozial? Seite 42 heißt: „Der christlich-soziale Geist ist nicht ein mattes Gemisch von Glaubenssätzen und Wirtschaftslehre, eine Wassersuppe, in

der etliche Brocken Kirchlichkeit und etliche Rinden Sozialreform unvermittelt nebeneinander schwimmen, nein, er ist eine einheitliche, große, gottgegebene Weltanschauung, er ist etwas, das, so Gott will, die Zeit ebenso bewegen kann wie etwa seinerzeit der neue Glaube der Reformation oder der Wind des älteren englischen und deutschen Pietismus.“

Dennoch war Naumanns geheimste Sehnsucht die Theologie. Gerade für den Pietismus hegte er stets eine echte Leidenschaft. In seiner Schrift: „Das Christentum“ (Pädagogisches Magazin, Heft 728, Langensalza 1919), widmete er dieser Bewegung einen ganzen Abschnitt. Zinzendorf umgab er geradezu mit inniger Liebe. Von seinem Großvater Ahlfeld sagte er: „Der starkknochige, gelehrte junge Mann wurde ein Pietist und er faßte den Geist des pietistischen Seelenlebens als seine Seligkeit. Das geschah etwa in derselben Periode seines Lebens, in der meine Mutter geboren wurde. In ihr war die Bekehrung ihres Vaters etwas Natürliches geworden, während bei ihm das Auge des ihm Nahestehenden immer einen gewissen Unterschied machen konnte zwischen der angeborenen, weltfreien, ungebundenen Naturgrundlage und dem in sie hineingesetzten, alles beherrschenden Eindruck der Erlösungswahrheit.“

Heuss führt Seite 46 ein Urteil Naumanns über Wichern an: „Dieser Mann, in dessen Hand die Seelen so fabelhaft biegsam waren, lebte gleichsam noch unter uns. Sein Kopf hing über dem Schreibtisch, und wenn es im Garten der Anstalt schöne Sommerabende gab, da war sozusagen jeder Posaunenton und jedes Lied ein Gruß von ihm dem Pietisten mit der fröhlichen, weltoffenen Seele.“

Vielleicht wollte Naumann von sich selbst mit diesem Hinweis ein Idealbild zeichnen. Wünschte er sich nicht so ausdrücklich die Freiheit vom Dogma? In den Briefen über Religion Seite 30 heißt es: „Die alte Schulweisheit ist in die Ecke hinter den Ofen geworfen, und das Ich sucht zu sagen, was es selber sieht, fühlt und greift. So haben wir die lange Reihe von fertig gezeichneten Glaubenslehren hinter uns gelassen und wagen auf eigene Hand zu sagen: Das fühle ich als Religion!“ Seinen Lehrer Frank hatte er zeit seines Lebens nicht vergessen. Daraus erklärt es sich, daß der Schüler in ihm gegen diese eben zitierte Losung revoltierte. Denn wir lesen in der „Gotteshilfe“ (Göttingen 1896, Seite 94): „Es ist ein Irrtum zu denken, man könne das praktische Christentum ohne christliche Lehre behalten. Ich bitte euch, seht doch einmal die Richtungen unseres Volkslebens darauf an, wohin diejenigen kommen, die keine bestimmten Grundsätze haben! Darum brauchen wir, selbst auf die Gefahr hin, daß wir nicht allen Irrtum vermeiden können, eine bestimmte Lehre“. – So stritt es in Naumann. Kein Wunder also, wenn er den biblischen Jesus in seinem eschatologischen Ernst kaum zu sehen vermochte. „Man muß unterscheiden zwischen dem Jesus, wie er geglaubt wird, und dem Jesus, wie er war.“ (Briefe über Religion Seite 21).

Am erregendsten aber ist die Aussage Naumanns über die Bedeutung des Christentums: „Wir finden das Christentum wie einen Weinstock, der sich an einer Wand emporgerankt hat, die zum Abbruch bestimmt ist. Die alte Wand ist das alte Weltbild der europäischen Völker. Jeder Zweig und jede Ranke des Weinstocks hat sich bisher irgendwo an einem Stein der alten Wand angehalten und festgeklammert, Wand und Weinstock schienen ein gemeinsames Leben zu haben. Nun wird die alte Wand stückweise durch neues Gemäuer ersetzt. Rebe für Rebe muß abgelöst werden, und ganze Hälften des Weinstocks liegen zeitweise wie verlorenes Laub am Boden. Das alles aber übersteht der Weinstock, wenn nur die Wurzel noch triebkräftig ist. Die Wurzel ist Jesus“. (Reden über Religion Seite 22).

Dieses bestechende Bild richtet nur den Kulturprotestantismus. Naumann hatte vergessen, daß Jesu Wort lautet: „Ihr seid das Salz der Erde. Ihr seid das Licht der Welt.“

An den mitgeteilten Proben wird hinreichend deutlich, mit welcher Sprachgewalt Naumann zu reden verstand. Heuss schreibt Seite 283: „Naumann war der Vollendetste, Bebel der Geschickteste, Treitschke der Mächtigste von ihnen“.

Es ist kein Zweifel, daß Naumann trotz seiner dünnen Stimme einer der gewaltigsten Kanzelredner seiner Zeit geworden wäre, würdig der Tradition seines Großvaters.

Welche Forderung hatte Naumann an den Prediger? Er meinte, Mediziner und Lehrer hätten wenig Veranlassung, zu den Zeitfragen Stellung zu nehmen. Ganz anders liege es bei den Theologen und Juristen. „Ihre Stühle zittern mit bei dem Erdbeben, das unseren Volksboden durchrollt. Sie müssen früher oder später Farbe bekennen. Es geht eben nicht, oben und unten zugleich gut Freund zu sein. Oder hat etwa der Herr Jesus dieses Kunststück fertiggebracht? – Versucht es, wenn ihr wollt!“ (Was heißt christlich-sozial, Seite 13).

Im Vorwort seiner „Gotteshilfe“ (Band I) schreibt er: „Aber gerade diese, die zwischen dem Kinderglauben und dem Materialismus stehen, sind es, denen ich dienen möchte. Ob es aber nicht doch eben Menschen geben muß, die hungrigen Seelen Brücken bauen wollen aus der Wüste der Gottesferne zur Grenze des Landes, in dem seine Nähe fühlbar wird?“ Wir wissen von dem entscheidenden Dienst der pontifices, der Brückenbauer, die das Heer der Verfluchten, der Geschändeten und Erniedrigten mit prophetischer Kraft zurückrufen müssen in das Heil des Menschensohnes, der die Sache eben der Verfluchten zu seiner Sache macht.

Am Schlusse dieses Kapitels fehlt die eindeutige Antwort auf die Frage: War Naumann Politiker oder Theologe? Das weiß nur Gott. Naumann hatte als Zeuge Jesu viel geliebt und oft geirrt. Gott, der Richter, sah sein liebendes und sein irrendes Herz. Er hörte Naumann die Menschen zum Idealismus Fichtes rufen. Er sah ihn eintreten für Freund und Feind. Aber Gott sah auch die Liebe, mit der Naumann die gefallenen Zöglinge im Rauhen Haus auffing und mit der er, der stets mit den Schwächen seines Leibes zu ringen hatte, sein deutsches Volk zur Wahrhaftigkeit, zur Gerechtigkeit und zum Opfer rief. Gott sah ihn auch in der Bangnis seines Herzens die Hände falten und zu Jesus beten.

V. Naumanns publizistische Tätigkeit, mit besonderer Berücksichtigung seiner drei Hauptschriften:

Naumann zeichnet sich in seinen Stellungnahmen zu praktischen kirchlichen Gemeindefragen wie z. B. „Jünglingsvereine“ oder bei der Frage, was tut die Kirche für die Studenten? durch ein gesundes, nüchternes Christentum aus. Z. B. in der „Christlichen Welt“ vom 12. 6. 1887 urteilte er, wie folgt: „Unsere Gemeindegottesdienste können und sollen nicht das bieten, was die akademische Jugend braucht. Zwar das Evangelium an sich ist kein verschiedenes, ob es sich an Handarbeiter oder an Studenten wendet, aber die Form der Verkündigung muß sich den geistigen Bedürfnissen der Hörer anschließen. Wer will es den an knappen, klaren Professorenvortrag gewöhnten Studenten verargen, wenn ihnen die schlichte Lehrhaftigkeit der Volksrede nicht zusagt? Man weist besonders darauf hin, daß der Pastor gern vor dem Zweifel warnt, aber der Student muß eine andere Beantwortung finden, denn für ihn ist der Zweifel die Brücke zur Wahrheit. Ein Gnadengeschenk Gottes für den, der ihn recht zu nutzen lernt.“

Er fordert von der Inneren Mission geeignete Persönlichkeiten, die im Einverständnis mit den Fakultäten Fühlung suchen mit den studentischen Kreisen, um auf die Studenten zu wirken, sie auch zur Beteiligung an kirchlicher Tätigkeit anzuregen in Sonntagsschulen, Schriftenverteilung, Liebestätigkeit usw. „Die kirchliche Versorgung der ev. Studenten“ ist der Titel einer Schrift.

Naumann trug sich ständig mit Gedanken über allgemeine kirchliche Angelegenheiten abseits seiner örtlichen Amtsaufgabe. Allmählich rückte unter diesem Rankenwerk seiner schriftstellerischen Tätigkeit das eigentliche Problem seiner Gedankenwelt deutlicher und profilierter in sein Blickfeld. Das war die Frage nach der Stellung der ev. Christenheit zur Arbeiterfrage, zum Sozialismus, zur Sozialdemokratie, zu der sozialen Frage überhaupt.

Naumann fehlte bisher die unmittelbare Berührung mit der Arbeiterbewegung selbst. Auch die sozialen Nöte des Arbeiterstandes hatte er nur in seinen in Lichtenstein verlebten Jugendtagen in den Arbeiterfamilien kennengelernt, später durch Schriftstudien vermehrt.

Jetzt sollte sich dies für ihn ändern und greifbare Gestalt annehmen. Zwar nicht in Langenberg, mehr in der Filiale Kleinsdorf, wo nur Industriebevölkerung lebte und auch in der Umgebung, oder wenn er nach Oberlungwitz, Leimbach oder Hohenstein-Ernsttal zu Besuch kam. Der ganze Industriebezirk stand unter dem Druck der sozialen Not, des Weberelends vor allem, das ihm aus den engen Wohnungen entgegenschlug und sich auf den fahlen Gesichtern spiegelte. Hohl-läugige Frauengestalten, verkrüppelte Kinder, abgezehrte Männer, die einen kargen Arbeitslohn in qualvoller Arbeit verdienten, ihre Brotschnitten oft nur mit Leinöl bestreichen konnten, denen Fleisch ein Luxusgenuß war.

In den Herzen dieser Menschen leuchtete nur der Hoffnungsstrahl, den der Sozialismus entzündet hatte. Er aber kämpfte in ihnen mit den Traditionen des Christenglaubens, in dem ihre Eltern und Vorfahren die Kraft und Freude zum Leben gefunden hatten. Wo sich dieser Glaube erhielt, geriet er oft genug in Widerstreit mit der sozialdemokratischen Agitation, die damals ein ausgesprochen kirchenfeindliches, um nicht zu sagen christentumfeindliches Gepräge trug.

Die 80ziger Jahre des 19. Jahrhunderts zeigten deutlich das Brandmal, das vom Sozialistengesetz her der von Bebel und Liebknecht geführten Arbeiterbewegung auf-geprägt worden war. Eine Flut von Haß und Empörung hatte es in den durch das Ausnahmegesetz geächteten Massen erzeugt. Der Klassenkampf hatte von oben her seine Legitimation erhalten. Diese Welt von Armut, Elend, Empörung, Verzweiflung und Haß tat sich jetzt vor Friedrich Naumann auf. Er hätte nicht der Mann mit dem vor Liebe brennenden Herzen sein müssen für alle Mühseligen und Beladenen, den zugleich dieses Volk jammerte, das dem Christenglauben und der Kirche verloren zu gehen drohte, wenn er nicht nach all dem, was ihm Wichern gegeben hatte, ein Problem gesehen hätte, das bald sein ganzes Sinnen und Trachten gefangennahm.

Eine Reihe gedruckter Predigten aus diesen Jahren geben davon Zeugnis, wie lebhaft ihn diese Fragen beschäftigten, so etwa eine „Arbeiterpredigt“ und eine Predigt, die er bei einem Bibelfest in Zwickau (1888) hielt. Aber sie verrieten noch nichts von einer Beschäftigung mit sozialpolitischen Problemen. Die Gotteshäuser würden für ihn auch nicht der geeignete Ort gewesen sein, solche Gedanken auszubreiten. Er hielt sich fern von den „politischen Pfarrern“, die die Kanzel mit der Volksversammlungstribüne verwechselten. In der Stille hatte er längst begonnen, sich eifrig mit sozialpolitischer Literatur zu beschäftigen. Anlaß war dafür ein besonderer Vorgang. Er wurde von dem christlichen Männerverein in Oberlungwitz zu einem Vortrag eingeladen. In diesem Vortrag behandelte er die Arbeiterfrage von rein religiösen, kirchlichen, ethischen Gedanken aus. Aber die folgende Debatte stellte ihn vor Anfragen, die nähere Einzelkenntnisse auf wirtschaftlichem Gebiet erforderten. Die besaß er nur unvollkommen. Nun machte er sich emsig an das Studium wirtschafts- und sozialpolitischer Werke, griff zu der sozialdemokratischen Parteiliteratur, zu Lassalle, zu Marx, zu Bebel, Liebknecht, Engels und vertiefte sich in sozialpolitische Agitationsschriften, ohne natürlich die Gegenliteratur zu vernachlässigen. Aus dieser Zeit in Langenberg stammen nun seine drei programmatischen Schriften, die seine Stellung zur Sozialdemokratie und zu den Pflichten der ev.-Kirche gegenüber dem sozialen Problem wiedergeben.

1. Die erste von ihnen, 1888 erschienen, trägt den Titel „Arbeiter-Katechismus oder wahrer Sozialismus, seinen arbeitenden Brüdern dargebracht.“ Der Inhalt ist folgender:

„Das erste Kapitel des Katechismus anerkennt in kurzen, ergreifenden Schilderungen die Not des Arbeiterstandes. Not werde zwar immer in der Welt sein, aber Pflicht sei es, eine gleichmäßigere Verteilung irdischer Leiden und Freuden herzustellen. Die Versuche hierzu nennt er Sozialismus.

Die nächsten Kapitel dienen der Erläuterung sozialdemokratischer Lehren und Schlagworte. Ehernes Lohngesetz, Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit werden behandelt und jedesmal die Grenzen gezogen, wo Wahrheit und Übertreibung sich berühren. Vom

Privateigentum sagt er – Eigentum muß sein – die Abschaffung des Privateigentums würde das größte Elend über die menschliche Gesellschaft bringen. Aber das Anwachsen großen Kapitals soll unmöglich gemacht, und neben dem Eigentum des Geldes soll ein neues Eigentum geschaffen werden, ein Eigentum unveräußerlicher, persönlicher Rechte. Die Beschränkung des Kapitals soll durch progressive Steuern, namentlich Erbschaftssteuer, durch Börsensteuer und Luxussteuer erfolgen. Als die unveräußerlichen, persönlichen Rechte nennt er Einnahmeregale der Arbeiter: Kranken- und Unfallversicherung, Alters- und Invaliditätsversicherung und das Recht auf Arbeit. Unter den Schutzrechten stehen ihm obenan Sonntagsruhe, Abschaffung der Kinderarbeit, Beschränkung der Frauenarbeit, Normalarbeitstag, gesundheitliche Vorschriften über Fabriken und Arbeiterwohnungen.

Ein besonderes Kapitel widmet er dem Schutz und der Pflege des Familienlebens, um dann im neunten Kapitel von den neuen Bedürfnissen zu reden, die sich der Arbeiter angewöhnen soll, aber nicht Wirtshausgehen und Kleiderluxus, sondern nützliche Sachen als da sind: Gute Wohnungen, Ausgaben für kulturelle Bedürfnisse und Belehrung, erhöhter Lebensstandard.

Im zehnten Kapitel führt er aus, daß es ein Unheil für das ganze Volk sei, wenn sich Bürgertum und Arbeiterschaft bekämpfen. Es ist etwas anderes notwendig als Kampf – was ist dies? Alle Glieder des Volkes sollen sich lieben. Werden sie es tun?

Er läßt neben den ausgesprochen christlichen Standpunkt zugleich den nationalen und monarchischen zu Wort kommen. Er rühmt die soziale Gesetzgebung der kaiserlichen Regierung und anerkennt die Notwendigkeit der bestehenden Heeresmacht.

Den Schluß des Katechismus bildet eine Erörterung über die segensreichen Taten der Kirche, die die Sozialdemokratie verkenne, weiter eine Darstellung der Bibel als Arbeiterbuch, wobei er in trefflicher Weise das siebente Gebot gerade auch auf die Arbeitgeber anwendet. Ganz zum Schluß empfiehlt er die christlichen Arbeitervereine. „In den Forderungen dieses Buches geht Naumann nicht wesentlich über den Stoeckerschen konservativ-christlich-sozialen Sozialismus hinaus. Er bekennt sich sogar noch darin zum Sozialistengesetz. Er hält es für notwendig gegenüber der revolutionären Agitation der Sozialdemokratie. Die konservativen Traditionen seines Elternhauses wirken bei ihm nach. Die Stimmung aus diesem Buch mutet schon ganz anders an. Naumann zeigt hier schon ein Streben nach Objektivität, die man bisher von theologischer Seite nicht gewohnt gewesen war. Das ist die Folge einer Vertiefung in die Gedanken der „Arbeitenden Brüder“. Er trachtet danach, die Welt so zu sehen, wie sie ist, nicht mit den Augen des Pfarrers.

Naumann hat später einmal seinen Schülern gesagt: sozial denken, das heißt nicht, von oben herunter als Intellektueller oder Besitzender Verständnis und tätiges Mitleid zeigen für die Not des Arbeiterstandes und für den einzelnen Arbeiter. Es heißt auch nicht nur für ihre Rechte eintreten. Es heißt sich bemühen, mit ihren Augen statt der eigenen die sozialen Verhältnisse ansehen und von da für sie eintreten, auch wenn man dabei andere Wege zur Lösung der Arbeiterfrage vorschlägt, eine andere Art von Sozialismus vertritt. Diese Naumannsche soziale Gesinnung spricht aus dem Katechismus. Sein Sozialismus ist ein anderer, weil er ausgesprochen christlich ist. Aber er wendet sich vom konservativen Sozialismus ab, weil er proletarisch fühlt. Hier finden sich auch die Anfänge eines proletarischen Christentums bei ihm, das besonders in der kleinen Schrift „Jesus als Volksmann“ zu finden ist. In der Amtszeit in Langenberg zeigen sich die ersten Spuren. Deshalb auch die ersten stimmungsmäßigen Unterschiede von Stoeckers christlichem Sozialismus.

2. Die nächste bedeutsame Schrift dieser Jahre zeigt uns Naumann als Mann der Inneren Mission gegenüber der Sozialdemokratie. Es ist die Niederschrift eines Vortrags in Liegnitz vom 13. 6. 1889: „Was tun wir gegen die glaubenlose Sozialdemokratie?“ Es geht um das Problem: „Wie retten wir Christenseelen aus der ungeheuren Macht des Unglaubens, die in dem Worte Sozialdemokratie verschlossen liegt?“ Er scheidet in diesem Vortrag klar und

deutlich in der Sozialdemokratie Partei und Stellung zum Christentum: „Wäre die Sozialdemokratie nichts als eine politische Partei, so würden uns die Christen ihre Erfolge nicht im tiefsten Herzen bewegen. Was uns betrübt, ist eben die Schädigung vieler tausend und hunderttausend Seelen. Es kämpft in der Sozialdemokratie eine neue Welt gegen die alte, und die neue Welt will ohne Christentum sein.“

Die Sozialdemokratie ist für das Christentum bedrohlich durch ihre materialistische Weltanschauung, aber nicht durch ihr politisches Programm. Der Christ steht dem Programm neutral gegenüber, er nimmt zur Sozialdemokratie nur Stellung als Staatsbürger.

Die Naumannschen Gedanken waren bereits Ketzereien gegenüber weit verbreiteten konservativ-pfarrherrlichen Traditionen. Denn das rein politische Programm der Sozialdemokratie mit seiner Stellung zur Monarchie (von Gottes Gnaden), zum Privateigentum (göttliche Weltordnung), zum bestehenden Staat (christlicher Staat), zum demokratisch-sozialistischen Ausgleich von arm und reich („Arme habt ihr alle Zeit bei euch“) widersprachen den christlichen Anschauungen. Die Gegnerschaft gegen Naumanns Gedanken hat hier begonnen und nachgewirkt bis an sein Lebensende.

Weitere Gedanken seines Liegnitzer Vortrages sind folgende: „Als Christen haben wir den von der Sozialdemokratie verbreiteten Geist, Gottes Geist gegenüber zu stellen, ihrem Zukunftsreich das Reich Gottes, aber dieses dargestellt in seinen für unsere Zeit besonders geeigneten sittlichen Forderungen gegenüber den sozialen Verhältnissen. Es gilt darum, einmal durch apologetische Vorträge vor den Arbeitern die christliche Gedankenwelt zu verteidigen, wobei eine große Kenntnis der sozialdemokratisch-materialistischen Literatur Voraussetzung ist. Und dann gilt es, in unserer Eigenschaft als christliche Staatsbürger das Vertrauen der durch soziale Not Bedrängten durch wirkliches Eintreten für sie wiederzugewinnen. Wir müssen aus christlicher Liebe und Gerechtigkeit mit aller Kraft an der Beseitigung der Volksnot arbeiten, auch selbst dann, wenn wir damit niemand gewinnen können. Dazu bedarf es, daß auch die Innere Mission ihre Arbeit erweitert; d. h., sie muß die Hilfsbedürftigen so organisieren, damit sie selbständig durch Selbsthilfe die Not überwinden.“ Das ist etwa der Inhalt des Vortrages in Liegnitz.

Er verwies auch in seinem Vortrag auf Stoeckers Auftreten und auf die evangelischen Arbeitervereine. Von der Kirche urteilte er: „Es fehlt, von wenigen Ausnahmen abgesehen, Mut und Eifer, den wirtschaftlich-politischen Fragen näher zu treten. Er möchte aufrufen zu gemeinsamer Arbeit nach dem Grundsatz: ein biblisches Programm gibt es nicht, aber es gibt biblische Motive zur Behandlung sozialpolitischer Probleme.“ Er sieht in seinem Arbeiterkatechismus einen schwachen Versuch, nach diesen Grundsätzen zu arbeiten.

3. Noch ausführlicher als in dieser Schrift geht Naumann in seinem ersten großen Buch von 1890 auf die sozialen Aufgaben der Kirche ein. Dieses Buch war entstanden aus Aufsätzen, die als Kommentare zu der Denkschrift des Zentralausschusses für Innere Mission 1885 verfaßt waren. Der Titel der Denkschrift lautet: „Die Aufgabe der Kirche und ihre Innere Mission gegenüber den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Kämpfen der Gegenwart.“

Die von Naumann verfaßten Aufsätze, zunächst in Artikeln der „Deutsch evangelischen Kirchenzeitung“ veröffentlicht, erschienen dann in Buchform 1890 in Leipzig unter dem Titel: „Das soziale Programm der evangelischen Kirche“. Der Inhalt ist ungefähr so: Im ersten Kapitel schildert Naumann die Stellung der Kirche zwischen zwei kämpfenden Heeren: Die Parteien der Staatserhaltenden und die Sozialdemokratie, und führt aus, wie ernst dieser Kampf ist, auf politischem, wirtschaftlichem und gesellschaftlichem Gebiet. Im zweiten Kapitel folgt die plastische Schilderung moderner wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Entwicklung. Sie ist trotz ihrer Schädigung im Volksleben vom christlichen Standpunkt aus als ein Segen aufzufassen, weil sie dem christlichen Geist große, neue Aufgaben stellt.

Das dritte Kapitel ist gegen eine falsche Auffassung der Welt als Diesseitigkeit gerichtet, nach dem Versagen des ökonomischen Liberalismus, der mit der freien Selbstbestimmung

allein der sozialen Not nicht abhelfen kann. Dasselbe gilt vom Sozialismus, der, soweit er materialistisch ist, als die äußerste Konsequenz der von der höheren Klasse zu den breiteren Schichten des Volkes durchgedrungenen, materialistischen Strömung der Gegenwart erkannt werden kann. Im sechsten Kapitel folgt „Jesus Christus“, eine geradezu klassische Schilderung der Predigt Jesu und seines Wirkens unter den Armen und Elenden und bei den Reichen und Gerechten.

Daran schließt sich die Forderung der christlichen Weltüberwindung und die Forderung an, Haushalter Gottes auf Erden zu sein. Im neunten Kapitel stellt Naumann als Resultat seiner bisherigen Untersuchungen fest: Jesus Christus hat kein zeitgeschichtliches Programm gebracht, sondern ewig gültige Grundsätze. Sie sind in dem Begriff des Reiches Gottes zusammengefaßt.

Es besteht eine doppelte Überwindung: in der Welterhabenheit des christlichen Glaubens und der Weltverklärung durch Beseitigung von Erdenleid. Diese Weltverklärung geht schrittweise vor sich. Der nächste Schritt soll sein: Herstellung einer Minimalgrenze, unter der ökonomisch und sozial in der Christenheit niemand gelassen wird. Dieser zeitgeschichtlichen Aufgabe sollen sich die Christen widmen, indem sie als Haushalter Gottes ihr Haben und Können in den Dienst der weltüberwindenden Liebe stellen, die dem Reich Gottes eigen ist. Die weiteren Kapitel beschäftigen sich dann mit Einzelfragen. Zuerst mit der Familie.

Er schildert ihre Entwicklungsgeschichte, die infolge ökonomischen Einflusses schließlich im Zeitalter der Maschine zu einem Zersetzungsprozeß führt, der von der Sozialdemokratie richtig erkannt, aber von ihren Theorien aus nur gefördert wird. Die Christenheit muß nun dafür sorgen, daß die Hindernisse der ordentlichen Ehe- und Familienverhältnisse aus dem Wege geschafft werden. Dazu gehören vor allem ungenügendes Einkommen, überlange Arbeitszeit, besonders der Frauen, aber auch der Männer, schlechte Wohnungsverhältnisse, unsichere Lebensstellung, Kinderarbeit. Mit den letzten Argumenten wendet er sich gegen die Denkschrift, die er kommentiert. Er lehnt ein Familienleben ab, das noch mehr Tätigkeit in sich schließt, als der derzeitige Stand der Industrie unbedingt mit sich bringt. Im engen Zusammenhang mit der Familie spricht er dann vom Sonntag, schildert in lebhaften Farben seine gesundheitliche, sittliche, religiöse Bedeutung und fordert ein weitgehendes Reichssonntagsgesetz, das nicht wie die bisherigen Gesetze die äußere Ruhe der Straße als Zielpunkt hat, sondern die wirkliche Ruhe der Hände, Füße und Köpfe. Ein solches Gesetz wird ein christliches Barmherzigkeitswerk im Volke sein.

Eine weitere Einzelfrage ist die des Verhältnisses zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber. Naumann stellt das Ideal des patriarchalischen für seine Arbeiter sorgenden Arbeitgebers auf und hält sich daran. Diesen stellt er als Vorbild hin für die öffentliche Meinung, die daran erkennen soll, daß Arbeiter nette Zimmer, behagliche Schlafräume gut vorbereitetes Essen, genügende und wohlgefällige Kleidung haben müssen. Aber es fehlt auch nicht an dem Urteil: Achtung vor der Autorität kann bei den Arbeitern nur vorhanden sein, wo das Unternehmen ein sittlich und technisch achtungsgebietendes Oberhaupt hat. Eine Arbeitsordnung kann nur genau gehalten werden, wenn sie verständlich festgestellt ist. Enthaltung von überspannten Lohnforderungen kann von einem gerechten Beurteiler nur denjenigen Herren gegenüber gefordert werden, die selbst in Lohnangelegenheiten ihr möglichstes tun. So zeigt sich, daß das Arbeitsideal in allen Punkten von den Arbeitgebenden abhängig ist. Charakteristisch ist dann, was Naumann in Kapitel 12 von der Predigt der Kirche sagt. Sie hat den Glaubensschatz der Reformation in den Vordergrund zu stellen und darf ihn nicht entleeren. Aber ausgehend von der Tatsache, daß die Entwicklung des Denkens in der Kirche von zeitgeschichtlichen Verhältnissen bedingt ist, weist er darauf hin, daß sich jetzt die Frage stellt, wie sich die durch Christus gewonnene Gemeinschaft mit Gott zu den Pflichten und Gütern dieser Welt stellt. Dies sei namentlich in Gegenden notwendig, wo die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gegensätze das Fühlen und Denken des Volkes immer mehr zu beherrschen drohen.

Naumann stellt dann die Forderung auf, das Heil der Seele soll der Ausgangspunkt sein für das Warnen vor dem Sündenzauber des Reichtums. Die Kirche soll um der Seelen willen nicht schweigen, wenn sich in einzelnen Händen die Hunderttausende häufen. Sie soll das Großkapital als Seelengefahr hinstellen. Freilich muß sich selbst dabei der Prediger frei wissen sowohl vom eigenen Reichwerden wollen, als auch von den bösen gesellschaftlichen Verkettung mit den Reichen. Aber er wendet sich dagegen, daß man dem Armen, dem Proletarier, immer vorhält, das irdische Glück werde durch Mangel nicht ausgeschlossen – das sei falsch. Es gelte nur von dem himmlischen Glück, daß es durch irdischen Mangel nicht ausgeschlossen werde. Wie die Kirche kein Arg darin findet, wenn der Fabrikant sich neue Maschinen anschafft, der Kaufmann seinen Handel vergrößert, der Bauer auf Versicherung der Ernte bedacht ist, so haben die Besitzlosen das Recht, nach Besitz zu streben. Die Kirche hat nun die Pflicht, ihren gesamten Einfluß geltend zu machen, daß der Kampf um bessere Lebensbedingungen nicht zu Haß, Gerechtigkeit und Bitterkeit führt. Ihr Gemeinschaftsgeist soll helfende Liebe sein und hervorbringen, Brüderlichkeit auch im wirtschaftlichen Leben über alle Interessengegensätze hinweg, in dem starken Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, aus der heraus die Opferwilligkeit getan wird.

Er berührt dann die Innere Mission und spricht zu den Pflichten des Staates auf steuerlichem Gebiet. Seine proletarische Stimmung bricht dann zum Schluß durch bei den Forderungen einer zielbewußten Bekämpfung der Kapitalherrschaft. Er zeigt die Neigung, bis zu einem Zinsverbot zu gehen.

Diese Schrift zeigt also, wie bei Naumann kirchliche Tätigkeit, Innere Mission, christlicher und staatlicher Sozialismus, nur die verschiedenen Seiten der Arbeit für das Reich Gottes und im Dienst werktätiger Bruderliebe sind, als deren Vorbild Jesus erschienen ist. Ähnliche Gedanken hatte Naumann vordem in drei Aufsätzen der Christlichen Welt ausgeführt. Er schrieb 1888 über die Zukunft der Inneren Mission.

4. In dem 1. dieser Artikel mit dem Untertitel „Innere Mission und Organisation“ führt er aus, daß die Innere Mission aus dem Kreise der Stillen im Lande hervorgegangen, zu einem Werk (mit freiwilligem Charakter) der Kirche und darüberhinaus zur Volkssache geworden sei, indem viele ihrer Werke teils von Staat und Gemeinde übernommen wurden (Waisenhaus, Rettungshäuser, Verpflegestation, Herberge zur Heimat, Gemeindediakonie, Idioten- und Epileptiker-Anstalten), teils der Christianisierung des Volkslebens dienen (Evangelisation in Wort und Schrift, Stadtmission).

Im 2. Artikel „Innere Mission und Sozialismus“ findet er deren Verwandtschaft in dem Bestreben, der Entlastung der Bedrängten zu dienen. Beide sind wie Bruder und Schwester (s. oben schon angedeutet). Aber der Bruder ist größer, kräftiger, verstandesmäßiger, planvoller, gewaltiger im Wollen und Vollbringen, auch in seinen jugendlichen Irrwegen. Die Schwester ist zarter, bescheidener, gefühlvoller und oft willkürlicher, lieblich, aber nicht großartig genug, um neben dem Bruder eine besondere Rolle zu spielen. Der Sozialismus trat als Theorie in die Welt, die Innere Mission als Praxis. Dort die Neigung, alles „en gros“ zu behandeln, hier ein Vorgehen „en detail“. Dort von vornherein irreligiös, hier im Ausgangspunkt religiös. Aber das hindert nicht, daß die Bewegungen immanenten Gesetzen folgend, sich nähern. Innere Mission und Sozialismus haben dieselbe Tendenz auf Entlastung der Familie, bei der Inneren Mission durch Wohlfahrtseinrichtungen, beim Sozialismus durch soziale Gesetzgebung für die Familie.

Die Innere Mission kann die soziale Frage nicht lösen. Das ist so wenig ihre Aufgabe wie die der Kirche, wirtschaftliche Fragen zu lösen. Das ist Sache des Sozialismus, aber die Innere Mission wie die Kirche wollen wirken auf die innere Gesinnung der Brüderlichkeit, die zur Durchführung des Sozialismus gehört.

Der 3. Artikel behandelt die Unterfrage: „Innere Mission und Volkstümlichkeit der Kirche.“

Die Innere Mission wirkt als Wortverkündigung und Veranstaltung christlichen Gemeinschaftslebens. Naumann fordert die Pflege der einzelnen Berufsgruppen in der Seelsorge je nach ihren geistigen Bedürfnissen und der Zeitbedürfnisse und drängt nach Gemeinschaftsbildung hin. Das bereitet alles die Innere Mission vor, bis es in die geordnete Arbeit der Kirche übergeht und die Innere Mission sich selbst überflüssig macht.

Der damaligen jungen liberalen Theologenwelt wurde das Anliegen der Inneren Mission dadurch nahegebracht. Der christliche Sozialismus verlor damit zugleich den konservativen Parteicharakter, den ihm Stoeckers Tätigkeit aufgeprägt hatte.

Und als dann das vorher besprochene „Soziale Programm der ev. Kirche“ aus Naumanns Feder erschien, fand es teils begeisterte Aufnahme, teils weniger begeisterte Aufnahme. Letztere in den alten Kreisen der Inneren Mission, die instinktiv fühlten, daß hier zwar ein Mann aus dem gleichen theologischen Glaubensinhalt wie ihrem eigenen sprach, aber durch seine eigenartige Auffassung von dem Ineinanderfließen von Arbeit und Kirche, Innere Mission und Sozialismus neue Wege zeigte, die ihnen unheimlich dünkten, und deren Folgen sie nicht abzusehen vermochten. Erstere, weil sie durch Naumanns Literatur ein vorbereitetes Verständnis besaßen.

Für Naumanns persönliche Lebensentwicklung ist diese Auffassung von christlicher Arbeit, die sich nicht an die Grenzlinie der Begriffe Kirche, Innere Mission und Sozialismus kehrte, von entscheidender Bedeutung geworden. Ob er jetzt noch Pfarrer in Langenberg, dann Vereinsgeistlicher in Frankfurt am Main, darauf Führer der jüngeren Evangelisch-Sozialen war, für ihn war alles ein und derselbe Gottesdienst, zu dem ihn christliche Liebe drängte. Auch die spätere Entwicklung zum Führer der Nationalsozialen, zum Vertreter eines fortschrittlichen Liberalismus, schließlich zum Führer der deutschen Demokratie war für ihn nur ein Wechsel der Formen seiner öffentlichen Tätigkeit für das deutsche Volk, stets getrieben von dem Pflichtgefühl des evangelischen Christen und von dem Bewußtsein der Verantwortung vor Gott, für dieses Volkes leibliches und geistiges Wohl zu sorgen. Das ist die große innere Einheitlichkeit seiner Persönlichkeit geblieben. Wie sich die äußeren Wandlungen seines Lebens, seines Wirkens in Wort und Schrift und seines Berufes vollzogen, das nur war das Wechselvolle seines fernerer Schicksals.

VI. Würdigung Naumanns in der Trauerfeier durch Professor Deissmann:

In der Trauerfeier, am 30. 8. 1919, sprach Prof. Dr. Deissmann diese Worte: „Er war ein brennend und scheinend Licht!

Wir danken es Naumann vor allem, daß er uns aus der vergangenheitssatten Stille der Studierstuben auf die Plattform der wogenden und tosenden Wirklichkeit sozialer Aufgaben und sozialen Kampfes gestellt hat, nicht mephistophelisch uns die Bücher verkelnd, aber dem faustischen Drängen und dem evangelischen Tatensturm der Vorwärtsblickenden Raum schaffend.

Er stammte von jenseits, aus dem Bezirk des Altmodischen. Aber so vieles war in ihm junge Kraft geworden, Kraft der Sendung an die Jungen: die ehrenfeste Frömmigkeit des Elternhauses, die geistgesalbte Beredsamkeit des Großvaters Ahlfeld, das barmherzige Wichern-Christentum des Rauhen Hauses, das berlinische soziale Pathos Stoeckers. Er verlor seine Kanten und seine Steifheit, aber nicht seine Echtheit und verschmolz sich dann mit dem von den anderen Lehrern, insbesondere Darwin, Karl Marx und der kritischen Bibelforschung her auf ihn anstürmenden Neuen zu einem gewaltigen und hinreißenden modern-evangelischen Ethos.

Von außen gesehen ist dann die theologische und kirchliche Entwicklung dieses brennenden und leuchtenden Menschen in den drei Jahrzehnten seines großen Wirkens die Geschichte beträchtlicher Wandlungen.

Die Schicksalsfrage „Christentum und Politik“ oder „Christentum und Welt“ hinterläßt er unbeantwortet, aber ein überaus reiches Material zu ihrer Lösung hat er uns gespendet,

wenn es überhaupt eine theoretische Lösung gibt. Ein moralischer Politiker, das war der Pfarrer Naumann.

Eine theologische Formel für ihn zu finden, ist unmöglich. Er war ein Mensch der bohrenden Probleme bis zuletzt. Kein problematischer Mensch! Wo er geirrt hatte und wir mit ihm, da waren es köstliche Irrtümer!

In zwei großen Dingen aber hat der Theologe Friedrich Naumann nicht geirrt. Und um dieser beiden Dinge willen wird er, der ein brennend und scheinend Licht war, glühend und leuchtend bleiben, auch wenn die irdische Kerze verlöscht ist.

Das eine ist die Art, wie er das Christentum, wie er Jesus und seine Apostel historisch betrachtet hat; in ihrem engen Verwachsensein mit der naiven Masse des niederen Volkes, insonderheit der Mühseligen und Beladenen. Ihm war rein divinatorisch eine Erkenntnis gewachsen, aus welcher allen Naumann ähnlich wachen und opferbereiten Menschen immerdar starke soziale Impulse erwachsen, und die richtunggebend ist für die zukünftige Stellung des Christentums zum Sozialismus. Das andere ist damit schon berührt: die Umsetzung dieser historischen Erkenntnis in die praktisch-kirchliche Gegenwartsforderung einer volkstümlichen evangelischen Kirche. Hier leuchtet Geist vom Geiste, hier glühte evangelische Frömmigkeit und evangelische Zuversicht. Er war brennend und scheinend Licht.“ (Siehe Wenck Seite 154–156)

VII. Zitate aus Naumanns Schrifttum.

(Fr. Naumann. Was heißt christlich-sozial? Leipzig 1894, S. 13/14). „Welches ist die neue Aufgabe des Geistlichen? Soll er ein Volkslehrer der Nationalökonomie werden? Nein. Das soll er nicht und kann es in den meisten Fällen auch nicht. Aber er soll für seinen Kreis ein Prophet Gottes sein, ein Mann, der wirklich an den Jesus glaubt, der den Armen das Evangelium gepredigt hat. Er soll für seine Tagelöhner, Steinbrecher und Kleinbauern, für die Schuhmacher, Weber, Metallarbeiter und Kellner, für die Dienstmädchen, Näherinnen und Verkäuferinnen, für das ganze Heer, das abhängig und mühselig ist, für alle, die nicht „Acker und Vieh, Haus und Hof, Geld und Gut“ besitzen, er soll für diese alle so leben, wie Jesus für die Fischer, Zöllner und kleinen Bauern Galiläas gelebt hat. Er muß die Interessen dieser Leute kennen, auch wo sie Gruppeninteressen, Klasseninteressen sind, und er muß mit ihnen zusammen über den Weg der Besserung nachsinnen. Nur zu diesem Zweck verlangen wir vom Geistlichen ein gewisses Studium sozialdemokratischer und nationalökonomischer Literatur. Die Verhältnisse sind eben so kompliziert geworden, daß der Geistliche ohne derartige Lektüre die Strömungen im Volke nicht mehr verstehen kann. Um den „Gebildeten“ begegnen zu können, haben die Theologen Philosophie und Ästhetik getrieben. Ist es im Geiste Jesu nicht noch wichtiger, um des breiten, großen, armen Volkes willen, Volkpsychologie und Gesellschaftskunde in Theorie und Praxis sich ernstlich und sorglich anzueignen!“

Aus Naumanns Brief an Wichern am 12. 12. 1888, zitiert nach Th. Heuss: (S. 679) „Warten, bis das soziale Problem theoretisch gelöst ist, können wir nicht. In unserer Arbeiterschaft wird jetzt für die Sozialdemokratie fieberhaft gearbeitet. Kein Mensch stellt das zurecht, was tagtäglich unsere Sozialdemokratenblätter ins Volk werfen, denn keine Bürgerzeitung außer den wertlosen Lokalblättchen dringt in die Masse. Ist mein Versuch schlecht, so sollen ihn andere besser wiederholen; ich werde der erste sein, der demjenigen dankt, welcher ein besseres christliches Arbeiterbuch schreibt. Aber nur die zitternde Untätigkeit muß unterbrochen werden. Die besitzenden Klassen müssen genötigt werden, sich an der Beseitigung der Gefahr zu beteiligen. Das ist es, was ich will, was hier mehrere wollen. Unsere Fehlgriffe im einzelnen möge Gott gnädig zum besten wenden; daß ihm die Absicht im ganzen nicht mißfällt, ist der Glaube, der mich unter viel Arbeit und Verurteilung froh erhält.

Und ich meine, derartige Arbeit ist Innere Mission gerade in dem Sinn, den von Schubert darlegt, es ist freie christliche Liebe zur Herstellung christlicher Volkszustände.

Auch nur einen Punkt des sozialistischen Programms schlicht und offen mit dem Volke besprechen, ist auch Seelsorge. Wer nicht den Glauben an den Sieg des Reiches Gottes hat, wird und kann es nicht richtig tun, denn er muß bei der Vertiefung in die Seelengewalt der Sozialdemokratie Pessimist werden. Darum bitte ich die Vertreter der bisherigen Hauptform der Inneren Mission, in erster Linie Sie selbst, lieber verehrter Herr Wichern, nennen Sie es nicht Abfall von bewährten Grundlagen, wenn ich und andere, gedrängt von der Not des Volkes, andere Wege zu gehen versuchen als die von Ihnen bisher gutgeheißenen. Es ist derselbe Geist auch in den neuen Versuchen. Daß aber jemand, der sonst innerlich von der Inneren Mission in die Sozialreform hingezwungen wird, die Innere Mission selbst unter dem Gesichtspunkt der sozialen Neugestaltung ansieht, wird auch Ihnen nicht unnatürlich scheinen. Unaufhörlich liest man von seiten der Sozialdemokraten: „Eure ganze Innere Mission verlängert des Volkes Krankheit, sie will vielleicht das Gute, aber sie schadet in Wirklichkeit, weil sie den Tag prinzipieller Reformen hinausschiebt!“ Was soll man darauf antworten, wenn nicht etwa das, was ich in den zwei ersten meiner Artikel geschrieben habe? Ist die Innere Mission in der Tat eine Hinfristung der jetzigen Lage, so ist sie nicht Liebe.“

VIII. Ein abschließendes Wichernzitat:

In seiner berühmtesten Rede auf dem Wittenberger Kirchentag im Jahre 1848 schloß Wichern, wie folgt: „Die Innere Mission hat es jetzt schlechterdings mit der Politik zu tun, und arbeitet sie nicht in diesem Sinne, so wird die Kirche mit dem Staate untergehen. Zwar ist nicht ihre Aufgabe, über Staatsformen zu urteilen und zwischen politischen Parteien zu entscheiden, aber daß die Staatsbürger mit dem christlichen Geiste erfüllt werden, gleichviel unter welcher Staatsform, das muß eine ihrer ernstesten Sorgen sein von heute an.“

IX. Erläuterungen zu den Anmerkungen:

Kingsley, Charles, bedeutender englischer Prediger und Schriftsteller, geb. 1819 Grafschaft Devonshire, gest. 1875 Eversley (Hampshire), wo er seit 1842 Landpfarrer war, obgleich später mit kirchlichen und wissenschaftlichen Ehrenämtern betraut, die ihn jedoch immer nur kurze Zeit von Eversley fern hielten. Kingsley war ein so lauterer Charakter, eine an Liebe und tätigem Erbarmen so reiche Persönlichkeit, daß er von seiner Gemeinde und später seinem ganzen Volk wie kein zweiter geliebt wurde. In der stürmischen Zeit des Chartismus (die Arbeiter Englands forderten 1848 die Charte, d. i. einen Anteil am Stimmrecht, um Vertreter ihrer damals sehr der Verbesserung bedürftigen Angelegenheiten im Parlament zu haben) war Kingsley zusammen mit seinem Freunde Maurice in London tätig. Durch Zeitschrift „Der christliche Sozialist“, durch Flugblätter und Reden haben sie dazu beigetragen, daß die sehr drohende Bewegung in eine ruhige, hoffnungsvolle Bahn geleitet wurde. – Am meisten hat Kingsley durch seine von einer seltenen dichterischen Gestaltungskraft zeugenden Romane gewirkt. Soziale Romane sind: „Alte Locke, Schneider und Dichter“, teilweise auch „Vor zwei Jahren“. Der größte von Kingsleys und fast auch allen modernen Romanen ist „Hypatis, neue Feinde mit altem Gesicht“, ein glänzendes Bild aus dem Zeitalter Augustinus. „Westward ho!“ Versetzt uns in das England Elisabeths.

Robertson, Friedrich Wilhelm, bedeutender englischer Theologe und kirchlichsozialer Prediger, 1816–1853 in Brighton.

Hughes, englischer Philisoph, 1831–1900 London.

Carlyle, Thomas, bedeutender englischer Schriftsteller, geb. 1795 Roclfechan (Schottland), gest. 1881 London. Bedeutend weil er zuerst Verständnis für die deutsche Literatur (Schillers Leben, Aufsätze über Goethe) in England erweckte, schon von Goethe als „eine moralische Macht ersten Ranges“ anerkannt. Arbeitete unermüdlich unter großen Entbehrungen, unterstützt von seiner genialen Gattin Jane Welss Carlyle, bis er durch seine glänzende „Geschichte der französischen Revolution“ 3 Bde., allgemeine Anerkennung

gewann. Schrieb ferner: Geschichte Oliver Cromwells und 1858–1865 Friedrichs des Großen, 6 Bde., in der er „unsern großen Preußenkönig in seiner vollen Gestalt, wie eine lebende Bildsäule hinstellt“ (Bismarck). Sein „Sartor resartur“ (zusammengeflickter Schneider), eine Art Selbstbiographie, schildert den Kampf lebendigen Glaubens mit der mechanischen Weltanschauung. In seinen sozialpolitischen Schriften „Chartismus“ 1840 „Einst und jetzt“ 1843 (übers. Göttingen 1899) ist er Bekämpfer des wirtschaftlichen Liberalismus. Bessere Volkserziehung und -regierung durch eine echte Aristokratie, gerechteres (d. h. der Leistung angemessenes) Verhältnis von Arbeit und Lohn sind seine Hauptforderungen.

Huber, Viktor Aimé, geb. 1800 Stuttgart, gest. 1869 Wernigerode, Dr. med. bereiste Frankreich, Spanien, England und Schottland, wurde Lehrer der Handelsschule in Bremen, 1833 Prof. der neueren Literatur und Geschichte in Rostock, später in Marburg, seit 1843 in Berlin, seit 1852 in Wernigerode. Von Huber gingen die ersten theoretischen Anregungen für das Genossenschaftswesen in Deutschland aus. Durch seine Reisebriefe suchte Huber 1855, leider vielfach vergeblich, die konservativen Freunde für die praktische Ausgestaltung seiner Pläne zu gewinnen. In seiner Zeit als Vertreter einer friedlichen Lösung der sozialen Frage auf dem Wege christlich-humaner Wohlfahrtsbestrebungen nahezu vereinsamt, hat Huber mit großen persönlichen Opfern in Berlin und Wernigerode eine große Reihe praktischer Versuche zur Besserung des Armenwesens und der Wohnungsnot, zur Hebung des Kredits und für eine geeignetere Organisation der Kräfte des Kleingewerbes und des Handwerks angestellt. Das von ihm begründete St. Theobaldi-Stift in Wernigerode dient der in diesen Ständen heranwachsenden Jugend. Huber war einer der geistvollsten deutschen Schriftsteller.

von Ketteler, Wilhelm Emmanuel, Freiherr, Bischof von Mainz von 1850–1877, ursprünglich Jurist, widmete er sich 1838 der Theologie, 1846 Pfarrer, 1848 Mitglied des Nationalparlaments in der Paulskirche zu Frankfurt am Main. Vorübergehend Gegner des Unfehlbarkeitsdogmas. Sodann ultramontaner Vorkämpfer im Kulturkampf und christlich-katholisch sozialer Schriftsteller.

Prinz von Liechtenstein, Alois, geboren 1846, aus altösterreichischem Adelsgeschlecht, seit 1878 Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses, Führer der christlich-sozialen Klerikalen.

Literaturnachweis

1. Margarete Naumann, Friedrich Naumanns Kindheit und Jugend. 1928, Klotz-Verlag Gotha.
2. Martin Wenck, Friedrich Naumann; Ein Lebensbild. Berlin 1920.
3. Theodor Heuss, Friedrich Naumann, der Mann und das Werk. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, 1937.
4. Friedrich Naumann, Arbeiter-Katechismus oder wahrer Sozialismus. Calw 1888.
5. Friedrich Naumann, Was tun wir gegen die glaubenslose Sozialdemokratie? 1889.
6. Friedrich Naumann, Das soziale Programm der ev. Kirche. 1890.
7. Friedrich Naumann, Die Zukunft der Inneren Mission. 1888, 3 Aufsätze in: Christliche Welt.
8. Friedrich Naumann, Was heißt christlich-sozial? Leipzig 1894.
9. Friedrich Naumann, Gotteshilfe (Band II) 1895.
10. Friedrich Naumann, Jesus der Volksmann.
11. Friedrich Naumann, Briefe über Religion, 1917.
12. Brunstäd, Adolf Stoecker – Wille und Schicksal.
13. Orandt, Der Hofprediger Stoecker, seine Feinde und sein Prozeß.
14. Walter Frank, Hofprediger Adolf Stoecker und die christlich-soziale Bewegung!
15. Johann Hinrich Wichern, Ausgewählte Schriften, Band 1; Schriften zur sozialen Frage, Carl Bertelsman-Verlag Gütersloh. Herausgeber Karl Janssen.
W. Bredendiek, Christliche Sozialreformer des 19. Jahrhunderts. (Für die Arbeit nicht ausgewertet).

Rückblick auf das Landestheater

Von Max Krickow

Die Nr. 89 des „Carolinum“ weckt in mir Erinnerungen an die Zeit, als der Neustrelitzer Musentempel noch Hoftheater war. Sie beginnen einige Jahre vor dem ersten Weltkrieg mit Besuchen des Weihnachtsmärchens in dem aus einer Reithalle entstandenen Bau, der jüngeren Neustrelitzern nur noch von den Ansichtskarten her bekannt ist.

Im Jahre 1916 mag es gewesen sein, als stimmbegabte Jungen und Mädchen für den Kinderchor in der Oper „Der Evangelimann“ gebraucht wurden. Ich gehörte zu den Glücklichen, die unser Kantor dafür geeignet hielt, und bekam auch zu Hause die Erlaubnis dazu. So lernte ich nun das Theater auch h i n t e r dem Vorhang kennen, umso mehr als wir in derselben Spielzeit noch in den Kinderchören zwei weiterer Opern mitwirken durften, in „Carmen“ und dem „Wildschütz“. Unsere Begeisterung war grenzenlos und unsere Sangeslust selbst zu Hause kaum zu bremsen. Wenn ich mich recht entsinne, oblag die Einstudierung der Chöre einem Herrn Bei der Wieden. Dirigent der Aufführungen war der Großherzogliche Musikdirektor Hauptmann.

Noch heute, nach 67 Jahren, sehe ich den freundlichen Herrn, rotwangig und mit graumeliertes Künstlermähe, deutlich vor mir, wenn er vor Beginn der Vorstellung h i n t e r dem noch geschlossenen Vorhang erschien, um sich anschließend ins Orchester zu begeben. Auch die Namen der Hauptdarsteller sind mir noch in Erinnerung. Die Damen Gerdes und Pfaff, der Tenor Maximilian Rossi, der Bariton Adolf Klinder sowie der über Jahrzehnte hinaus allseits beliebte Bassist Karl Förtsch, der auch die Spielleitung besorgte. Ebenso verschiedene Chorsänger und besonders Orchestermitglieder, von denen viele auch der Militärkapelle, dem Großh. Hoboistenchorps, angehörten.

Das musikalische Erlebnis hinterließ einen so starken Eindruck in mir, daß ich mich für den Orchestermusikerberuf entschied. Als solcher kann ich von verschiedenen Zwischenfällen in den langen Jahren meiner Tätigkeit berichten. Zwar reichen sie in ihrer Dramatik an die in Nr. 89 des Carolinum geschilderte S t e u e r m a n n s z e n e der Neustrelitzer „Holländer“-Aufführung nicht heran („mit Gewitter und Sturm auf fernem Meer“), sind von mir jedoch über den Zeitraum von mehr als einem halben Jahrhundert nicht vergessen worden. Es ist vielleicht ein Beweis dafür, daß derartige Pannen nicht allzuoft vorkommen.

Im Stadttheater B. geschah es 1923, daß in einer „Siegfried“-Aufführung der oder die Sänger aus irgend einem Grund ihren Einsatz verpaßt hatten und keine Wiedereinstiegsmöglichkeit fanden. Der Kapellmeister brach das Spiel ab, flüsterte dem Orchester einen bestimmten durch Ziffern bezeichneten Takt zu, und schon ging es mit vereinten Kräften weiter. Man hatte sich wiedergefunden. Bei einem Teil der Zuhörer ist der „Schmiß“ vielleicht gar nicht wahrgenommen worden, so schnell ging alles vonstatten.

Etwas später, Sommer 1925, in einem Bad in der Rhön. Das Kurorchester riskierte (ohne Probe!) eine Fantasie aus Siegfried Wagners Oper „Der Bärenhäuter“. Außer dem Namen war die Komposition weder den Spielern noch dem Kapellmeister bekannt. Überdies hatte es eine respektable Länge. Es kam wie es kommen mußte. Ein Schmiß blieb nicht aus, wurde jedoch nicht tragisch genommen, man begann halt wieder von vorne. Auch beim zweiten Anlauf war die Hürde nicht zu nehmen. Nochmals Neubeginn; nur nicht aufgeben. Der Durchhaltewille hatte Erfolg, wir spielten das Stück bis zum letzten Takt zu Ende. Ein Glück, daß das Tonband noch nicht erfunden war. Zurück zum Theater. Diesmal zu dem, wo ich mehr als vier Jahrzehnte als Musiker tätig war. In der „Zauberflöte“

passierte es dem lebensmüden „Papageno“, daß der Baum, an dem er sich erhängen wollte, nicht das dafür nötige Stehvermögen zeigte, sondern sich zur Seite neigte und streikte. Painliche Lage für den Sänger, der das aber anscheinend mit Humor nahm und – etwas ratlos – die Szene verließ. Das Orchester spielte weiter, „Papageno“ hatte sich den Fall ziemlich schnell überlegt, trat kurz entschlossen wieder auf, richtete den Baum senkrecht, befestigte ihn und – konnte noch rechtzeitig genug von den in der Handlung vorgesehenen drei Knaben von seinem Vorhaben abgehalten werden.

Weniger erheiternd ging es in einer „Tannhäuser“-Aufführung an einem 2. Januar zu. „Nun spiel ich lustig die Schalmei“ sang zwar der Hirtenknabe auf der Szene, was aber aus der Kulisse heraus zu den Ohren der Opernfreunde drang, war alles andere als lustig. Der Spieler der „Schalmei“ hinter der Szene hatte nämlich mit soviel Hingabe den Beginn des neuen Jahres gefeiert, daß der Alkohol seine Wirkung noch nicht verloren hatte. Fast jeder zweite Ton ging daneben, die Hirtenknabenidylle wurde zur Katastrophe. Einen schlimmen Verlauf hätten die folgenden Zwischenfälle nehmen können. Während einer „Lohengrin“-Aufführung entglitt beim Kampf zwischen dem Titelhelden und Telramund einem der Streiter der Speer. Er landete im Orchester, glücklicherweise ohne Schaden anzurichten. Nicht weniger gefährlich die Rutschpartie einer Tänzerin. Sie sollte in einer Operette laut Regieanweisung in Rückenlage auf dem Souffleurkasten landen, kam durch dessen Schräge aber ins Rutschen und gelangte so über den Kopf eines Kontrabassisten ins Orchester. Der Tänzerin geschah nichts, der Musiker aber hat noch lange Zeit unter den Folgen dieses Falles gelitten. In einem niedersächsischen Landestheater gelangte vor Jahrzehnten einmal eine Sängerin ebenfalls auf kürzestem Wege von der Bühne ins Orchester. Sie fiel einem Waldhornisten direkt in den Schoß.

Ob Darsteller oder Requisiten, nichts scheint im Theater vor der „Fallsucht“ sicher. Lang, lang ist's her, da löste sich auf unserer Bühne während eines Symphoniekonzertes ein Beleuchtungskörper und fiel mitten zwischen die Holzbläser. Dabei erhielt ein Musiker durch Glassplitter Verletzungen im Gesicht, besonders im Bereich der Augen. Mit viel Glück nahm auch dieser zuerst sehr böse aussehende Zwischenfall ein gutes Ende. Wie man sieht, lebt es sich auch im Theater nicht gefahrlos.

Fallen darf nur der Vorhang – nämlich nach einer gelungenen Aufführung.

„Zwei Mirower Originale“

Von Kurt Frese

Nach meinem Abitur am Carolinum in Neustrelitz begann ich am 1. April 1932 meine zweijährige Lehrzeit als Apothekerpraktikant in Mirow in der dortigen Apotheke. In meinen Lebenserinnerungen findet sich folgende Aufzeichnung:

Allmählich lernte Karl Land und Leute kennen und erfuhr dadurch manche Anregungen und manchen Spaß. Um beim Spaß zu bleiben: Da waren es zwei „Originale“, die dem kleinen Städtchen eine eigene Note gaben. Der eine war eine große hagere Erscheinung um die 30. Ungemein wichtigen Schrittes durchmaß er die Straßen der Stadt; gravitatisch wohlwollend, herablassend grüßte er nach links und rechts jeden an ihm vorbeikommenden! In der linken Hand trug er weiße Glacéhandschuhe, mit der rechten schwang er genial seinen Spazierstock mit silbernem Knauf. Seine Brust war bedeckt mit Jahrmarktsorden. Er war sich der Berühmtheit seiner Person bewußt; er bildete sich nämlich ein, er sei Hindenburg! Keine Gelegenheit ließ er aus, sich als solcher vorzustellen, auch denen, die ihn schon lange kannten! Da man ihn im Städtchen nicht ernst genug nahm und über ihn lächelte, suchte er sich ein Terrain aus, wo, wie er meinte, noch Achtung vor historischer Größe zu finden sei! Das war der Bahnhof von Mirow, auf dem hier und da auch Fremde ankamen. Fast zu jedem Zug, der eintraf, fand er sich ein. Die aus den Zügen Aussteigenden musternd, steuerte er dann kurz entschlossen auf eine Person zu – es war meistens eine hübsche Frau, denn er hatte Geschmack –, schwenkte genial seinen Hut und stellte sich mit einer großen Verbeugung als „Hindenburg“ vor. Zugleich bat er um die Ehre, den Koffer tragen zu dürfen. Sein Eifer kannte keine Grenzen, wenn die betreffende Dame ihrerseits schlagfertig ihren Namen mit Prinzessin sowieso angab!

Einmal vermochte er's wenn auch unabsichtlich, eine politische Versammlung auf dem Markt zu sprengen: Man hatte nicht weit von der Apotheke ein Podium errichtet. Ein Redner dieser Partei wollte gerade das Podium besteigen, als „Hindenburg“ ihm zuvorkam! Nachdem er sich wie üblich vorgestellt hatte, verkündete er mit gewichtiger Stimme: „Meine Damen und Herren, wir sind alle Menschen!“ Gegen diese lapidare Feststellung war nichts einzuwenden! Gespannt wartete man auf die Fortsetzung. Es erfolgte zunächst nichts. Als er dann aber diesen Satz wiederholte und aus Mangel an Gedanken wieder Stille eintrat, brach ein großes frenetisches Gelächter der Anwesenden aus. Die Versammelten hielten es für ratsam, auf weitere „Reden“ zu verzichten, denn Lächerlichkeit tötet bekanntlich jede Kommunikation!

Das zweite „Original“, ein etwa 40jähriger Mann – man nannte ihn Luden (Hochdeutsch Ludwig) – war in Figur und Wesen ganz anders geartet als „Hindenburg“! Er war klein von Gestalt und etwas gebückt in der Haltung. Im Gegensatz zu Hindenburg, der von einem großen Geltungsbedürfnis quasi besessen war, vermied diese Person jeglichen Kontakt mit den Menschen. Laut vor sich hinsprechend, dabei sich hin und wieder scheu umblickend, ging er durch die Straßen der Stadt! Wenn zunächst etwas auffällig an ihm erschien, so waren es seine stechenden irren Augen, die dem, der ihn noch nicht kannte, Furcht einflößen konnten. Obwohl er, im Gegensatz zu Hindenburg, sehr unscheinbar erschien, so war er doch fast genauso „berühmt“ wie sein Pendant. Auch er war den ganzen Tag damit beschäftigt, die Straßen auf und ab zu defilieren. Was ihn jedoch „berühmt“ machte, war eine Eigenschaft, die sehr sonderbar anmutete: Auf seinen täglichen Wegen blieb er plötzlich und unvermittelt stehen, sah scheu und wild um sich, sprang im nächsten Augenblick wie ein Affe – der Vergleich ist durchaus treffend – an das nächste Haus und klatschte wütend mit der rechten flachen Hand an die Hauswand. Dann blickte er irr um

sich, um die Wirkung auf seine Umgebung abzuwarten, um gleich darauf seinen Weg friedlich fortzusetzen. In kurzen Abständen wiederholte sich diese Szene. Es schien so, als ob er bestimmte Gemütsregungen auf diese Weise abregieren wollte. Das zeigte sich auch dadurch, daß je nach Veranlassung – sei es, daß Kinder ihn hänselten, sei es, daß Erwachsene über ihn lächelten – die Reaktion je nach dem Grund der Erregung gering – ein „Klatscher“ oder heftiger war; mehrere „Klatscher“!

Eines Tages soll sich im Zusammenhang mit diesen beiden Originalen folgendes zugetragen haben. Ein Berliner mit seinem Auto auf dem Weg durch Mirow war im Zweifel über die weitere Route, die er einzuschlagen hatte. Er hielt deshalb in Mirows Hauptstraße Ausschau nach einer Person, die ihm hätte Auskunft geben können. Er stieg aus dem Auto, als er eine imposante große Erscheinung des Weges kommen sah! Es war unser „Hindenburg“. Er ging auf ihn zu und trug sein Ansinnen vor. „Hindenburg“ seinerseits sah sofort eine Chance für einen außerordentlichen Auftritt! Mit einer unnachahmlichen Grandezza stellte er sich vor und überschüttete den Fremden mit einem unverständlichen Wortschwall, ohne auf dessen Frage einzugehen. Dem Berliner war sofort klar, daß er es mit einem „Verrückten“ zu tun hatte. Er zog sich amüsiert zurück. Eine kleine gebückte Gestalt, die gleich darauf die Straße entlang kam, schien ihm kompetenter! Es war – das Unglück wollte es – Luden! Kaum hatte er ihn wegen des weiteren Weges angesprochen, als folgendes geschah: Die Tatsache, von einem Menschen, noch dazu von einem Fremden, angesprochen worden zu sein, erschütterte sein Gemüt aufs allerheftigste: den Fremden mit funkelnden irren Augen anschauend, sprang er mit einem Satz an das nächste Haus und landete mit der rechten Handfläche ein wahres Trommelfeuer auf die arme Hauswand. Der Berliner, völlig verblüfft, blieb einige Sekunden wie angewurzelt stehen, sprang dann aber schnell in sein Auto und soll beschleunigt Mirow verlassen haben!

Bücher und Buchbesprechungen

Oththirich Müller-Ramelsloh: Europa in der Krise und der einzige Ausweg, J. G. Bläschke Verlag, A 9143 St. Michael, 228 Seiten, Broschur.

Der bekannte Kulturphilosoph, der fächerübergreifend in der Philosophie, Theologie, den Naturwissenschaften, der Historie und Jurisprudenz zu Hause ist, legt mit seinem Buch eine großangelegte Analyse der geistig bewegenden Kräfte unserer Zeit vor und verbindet damit eine Rückschau von den bedeutenden Denkern der Antike des Mittelalters und der Neuzeit bis in die Gegenwart hinein. Bei einem solchen umfassenden Überblick kann vieles natürlich nur aphoristisch abgehandelt werden. Der Kantianer Müller-Ramelsloh, dem der berühmte Königsberger Philosoph nach wie vor der entscheidende Denker unseres Kulturkreises bleibt, versucht gleichwohl durch die Entwicklung seines geistenergetischen Systems über Kant hinauszukommen. Er setzt sich mit seinen eigenen philosophierenden Zeitgenossen und ihren Denkmodellen auseinander, legt die Wurzeln der Kulturkreise unserer Gegenwart frei und kommt bei aller gebotenen Skepsis am Ende doch zu einem positiven Ausblick. Er schließt mit der Hoffnung: „Im Gegensatz zu dem nach außen gewandten Interesse des gegenwärtigen Zeitalters wird sich der Mensch der kommenden Jahrhunderte überwiegend seelischem Verjüngen zuwenden, um aus sich heraus neue Entfaltungsmöglichkeiten zu gewinnen. Die Neunte Symphonie von Beethoven wird in Verbindung mit Schillers Text („Lied an die Freude“) noch für viele Generationen ein aufrüttelndes Erlebnis sein“.

Hans Bahrs

. Zu beziehen durch: BUCHDIENST „DIE WARTE“, Postfach 1117 01, 2000 Hamburg 11.

* * *

Unsere plattdeutsche Muttersprache, Beiträge zu ihrer Geschichte und ihrem Wesen von Gustav Friedrich Meyer. Überarbeitet und neu herausgegeben von Ulf Bichel. Mit einer Biographie und einer Bibliographie von Gustav Friedrich Meyer, geschrieben und zusammengestellt von Paul Selk, St. Peter-Ording, 2. Aufl. 1983, 204 S. geb., ISBN 3-921416-24-8.

Gustav Friedrich Meyer, der Verfasser eines anerkannten Standardwerkes über die plattdeutsche Sprache, wird den vorwiegend mecklenburgischen Lesern dieser Zeitschrift kaum bekannt sein. Er war Holsteiner und lebte von 1878–1945. Neben seinem Brotberuf als Mittelschullehrer fand er schon früh zur Volkskunde, arbeitete mit am „Schleswig-Holsteinischen Wörterbuch“, das Otto Mensing herausgab. – In der Art seiner volkskundlichen Erkundungsreisen von Dorf zu Dorf, in der systematischen Weise, Märchen, Rätsel, Lieder usw. zu sammeln, ähnelte er Richard Wossidlo. Sein Archiv wird heute bei der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek in Kiel betreut.

Die erste Auflage der „plattdeutschen Muttersprache“ erschien 1921. Meyer unternahm es, „hier den ersten Versuch einer in volkstümlichem Ton gehaltenen Belehrung zu wagen“. (a. d. Vorwort z. 1. Aufl.). – Nun, – die Zeiten haben sich gewandelt, und was sich heutzutage in der Darlegung ‚populärwissenschaftlich‘ gibt, das tritt gelockerter, ‚mediengerechter‘ auf, beschränkt sich ‚auf eine erste Einführung‘, auf ‚Ratschläge für jung und alt‘, es hält sich am sicheren Strand, vermeidet die Tiefe.

Gerade der solide Tiefgang dieses Buches in der 1. Aufl. war aber für Univ. Professor Dr. Ulf Bichel (Universität Kiel) Anlaß, das Buch auf den neuesten Stand der Sprachgeschichte und -entwicklung zu bringen. Meyer hatte durch seine Konzeption die Überarbeitung und Ergänzung sicher nicht allzu schwer gemacht.

„Ich beschränke mich auf das Holsteiner Platt. Nur gelegentlich werden plattdeutsche Formen aus den Nachbargebieten herangezogen“, so erwähnt der Verfasser vorsorglich. Aber – er ist in Ostholstein geboren, starb auch dort, und bekanntlich sieht man von der ostholsteinischen Küste Mecklenburg liegen. Mecklenburger, sofern sie überhaupt an einer philologischen Durchleuchtung der plattdeutschen Sprache interessiert sind, kommen ganz und gar zu ihrem Recht, sei es hier und da auch nur auf dem Weg über anregende Vergleiche.

Ulf Bichel trachtete danach, die Überarbeitung in möglichst engen Grenzen zu halten. Notwendig mußten Bereiche der neu-niederdeutschen Literatur ergänzt werden. Dazu wurde dann die Rechtschreibung nach den Regeln von Johannes Saß vereinheitlicht, auch das Institut für niederdeutsche Sprache, Bremen, wurde bei Änderungen in der Schreibweise berücksichtigt.

Der erste Teil: „Überblick über die Geschichte der niederdeutschen Sprache“ geht sehr ins Detail. Geschichtliches und Geographisches treffen hier zusammen. Das Wesen der Lautverschiebung wird erläutert, die Ausdehnung und Gliederung des niederdeutschen Sprachgebietes, sonderlich in Abgrenzung gegen Norden. Der Weg führt dann unter Beachtung allgemeiner wie spezieller Eigenheiten vom Altsächsischen über das Mittelniederdeutsche zum Plattdeutschen. Die oft gehörte oder gelesene Bedeutung, dies sei die Sprache, welche auf dem platten Lande, also in der Tiefebene, gesprochen wird, findet man hier nicht, vielmehr die harte Bedeutung als einer ‚platten‘, einer gewöhnlichen, bäuerlichen Sprache, als welche sie leider noch bis in unsere Zeit gezeichnet war. Das Wirken niederdeutscher Dichter und Wissenschaftler wird in der Darstellung bis auf unsere Tage herangeführt. Die Verwendung der Sprache in Kirche und Schule heutzutage, das Wirken plattdeutscher Vereine, die redaktionelle Form solcher Zeitschriften, - all das steckt einen Standort genau ab, den unsere Muttersprache gegen Ende des 20. Jahrhunderts im Auf und Ab ihrer Achtung, Mißachtung und erneuter Hochachtung erreicht hat.

Der zweite Teil mutet – geht man vom fein gegliederten Inhaltsverzeichnis aus – auf den ersten Blick wie eine strenge Grammatik an. Unter den Abschnittstiteln „Kürze des Ausdrucks“ – „Fülle des Ausdrucks“ – „Anschaulichkeit des Ausdrucks“ – „Der zusammengesetzte Satz“ findet sich das ganze strenge Vokabular der aus Lateinstunden so gefürchteten Satz- und Formenlehre. Das Partizip Präsens, Die Pluralbildung der Nomen, Vor- und Nachsilben usw. finden sich zusammen. Liest man aber erst darin, so liest man sich fest. Das macht, Verfasser und Neubearbeiter drangsalieren nicht mit Regeln und deren Ausnahmen; die Fülle, ja Überfülle der Beispiele, aus denen erst Regeln erwachsen, machen die Lektüre so fesselnd. – Eine Leseprobe, willkürlich herausgegriffen, mache das deutlich:

. . . Bei lebenden Wesen wendet man, um den Besitzer zu bezeichnen, ein Possessivpronomen der dritten Person an, das sich auf ein Nomen oder Pronomen im Dativ (= dem Akkusativ) zurückzieht: den Möller sien Knecht, mien Moder ehr Blomen. Wen' sien (wessen) Hoff is dat? Een sien Dood is den annern sien Broot. He is Moder ehr best Kük in Korf. Dat is de Buur, den' sien (dessen) Fru doot bleben is. Wokeen sien Köh hest du vunnacht wat andaan? Im Scherz wird wohl auch „mien sien“ gesagt . . .

Sehr gelehrt schreitet der Absatz im Anfang einher, springt aber unmittelbar über zu mehreren Beispielen, welche Gelehrtes verdeutlichen, anheimelnd und schmackhaft machen. Und auf diese Weise haben wir eben die von Meyer angestrebte „in volkstümlichem Ton gehaltene Belehrung“.

Ein sorgsam aufgegliedertes Sach- und Stichwortverzeichnis, dazu eine Zusammenstellung wichtiger Handbücher bis zu Neuerscheinungen unserer Tage runden das jedem Sprachliebhaber warm zu empfehlende Buch ab.

Helmut de Voss

Vermischte Beiträge

zum

Carolinum

48. Jahrgang - Nr. 91

Göttingen

Sommer 1984

Peter Heitmann

wurde am 20. März 1984 80 Jahre alt.

Die Schriftleitung des Carolinum hat ihm aus diesem Anlaß ihre herzlichen Glückwünsche ausgesprochen:

Altschülerschaft des Carolinum
Der Vorstand

Wieckenberg, 17. 3. 84

Lieber Peter!

Ich nehme Deinen 80. Geburtstag, zu dem ich Dir auch im Namen des Vorstands der Caroliner sehr herzlich gratuliere zum Anlaß, Dir noch einmal für Deine langjährige Tätigkeit als Vorsitzender der Altschülerschaft zu danken. Ich erinnere daran, mit wieviel Freude von seiten aller Teilnehmer unsere wiederholten Treffen in Marburg erfüllt waren, Freude des Wiedersehens mit Freunden und Kameraden der Schulzeit und Freude an den mit der gemeinsamen Heimatstadt verbundenen Erinnerungen. Diese Treffen durch viele Jahre organisiert und geleitet zu haben, war Dein Verdienst, nachdem unser alter Direktor Piehler dies nicht mehr wahrnehmen konnte.

Otto-Erich Heipertz, der durch eine Kur verhindert ist, hat mich gebeten, Dir die herzlichen Glückwünsche des Vorstands der Altschülerschaft, verbunden mit allen guten Wünschen für Deine Gesundheit, zu übermitteln.

Mit herzlichen Grüßen
Dein
Roderich Schröder

Einer Fachzeitschrift entnehmen wir folgende Würdigung unseres Caroliners Dipl.-Ing. Günter Tramm:

Mit Ablauf des Monats September 1983 ist Ministerialrat Dipl.-Ing. Günter Tramm, Düsseldorf, in den Ruhestand getreten.

G. Tramm wurde am 5. Januar 1923 in Neustrelitz/Mecklbg. geboren. Hier bestand er am „Carolinum“ im März 1941 das Abitur. Nach Arbeitsdienst, Kriegsmarine und einer Maurerlehre studierte er von Oktober 1947 bis November 1952 an der Technischen Hochschule Hannover Bauingenieurwesen. Nach der Ausbildung als Regierungsbaureferendar beim Wasserwirtschaftsamt Münster/Westf. wurde Tramm zunächst Dezernent beim Regierungspräsidenten Köln, kam dann als ständiger Vertreter des Amtsleiters zum Wasserwirtschaftsamt I Düsseldorf und wurde am 1. Juli 1965 zum Chef des Wasserwirtschaftsamtes Bonn bestellt. Am 1. September 1970 erfolgte die Versetzung in das Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten nach Düsseldorf und Ernennung zum Referatsleiter Wasserversorgung. Gleichzeitig wurde er Referent für alle Ausbildungs- und Prüfungsangelegenheiten der Beamtenanwärter der Wasserwirtschaftsverwaltung sowie Leiter der Arbeitsgemeinschaft der Regierungsbaureferendare. Ab 1. Juni 1974 war er auch ständiger Vertreter des Gruppenleiters Wasser- und Abfallwirtschaft.

In den 13 Jahren seiner Tätigkeit als Wasserversorgungsreferent war G. Tramm um den Ausbau, die Erweiterung und vor allem um die ständige Verbesserung der öffentlichen Trinkwasserversorgung

bemüht. Organisationsfragen, Schaffung leistungsfähiger Unternehmen, Großverbände, Finanzierungsfragen und die Gestaltung der Wasserpreise waren Schwerpunkte seiner Arbeit. Hervorgehoben werden muß die stets gute und kollegiale Zusammenarbeit mit allen Wasserversorgungsunternehmen des Landes. Den großen, vom Lande geförderten Wasserbeschaffungsverbänden war G. Tramm ein stets anerkannter und gerne gesehener Berater und Betreuer. Der weitgehend abgeschlossene Ausbau dieser Verbände mit z. T. schwierigen Finanzierungsfragen kann G. Tramm mit Genugtuung erfüllen.

Mit G. Tramm scheidet ein sachkundiger, sehr aufgeschlossener und stets hilfsbereiter Beamter sowie ein guter Kenner der Gesamtwasserwirtschaft des Landes NW nach einem voll erfüllten Arbeitsleben aus dem aktiven Dienst. Mitarbeiter, Fachkollegen und Freunde wünschen ihm für den Ruhestand alles Gute.

Geburtstage

Unsere Lyzeistin, Frau Anneliese Maerten, geb. Siewert, aus Woldegk vollendete am 17. 12. 1983 ihr 75. Lebensjahr in Hannover. Bei guter Gesundheit verbrachte sie diesen Tag im Kreise ihrer Kinder und Enkelkinder, wie von dem Sohn berichtet wurde.

Unser Caroliner, Oberlandwirtschaftsrat a. D. Hermann Kurtztisch, konnte am 2. 1. 1984 die Vollendung seines 84. Lebensjahres begehen.

In Bad Gandersheim, wo er jetzt wohnt, konnte unser Caroliner Max Wilke am 24. 2. 1984 sein 82. Lebensjahr vollenden.

Das Mitglied unseres Freundeskreises und Ehrenmitglied der Landsmannschaft Mecklenburg, Rechtsanwalt Dr. jur. Hans Otto Wulff in Seedorf, vollendete am 15. 3. 1984 sein 85. Lebensjahr.

Unsere Lyzeistin Anni Bootz geb. Uthhoff vollendete am 11. 3. 1984 ihr 80. Lebensjahr. Viele Gratulanten haben ihr durch Wort und Schrift den Tag verschönern geholfen und mit ihren Kindern konnte sie den Tag bei guter Gesundheit feiern. Frau Bootz wird vielen Carolinern und Lyzeistinnen aus der Schulzeit und später in guter Erinnerung sein, da sie bei ihr Tanzstunde hatten.

Am 13. 3. 84 vollendete unsere Lyzeistin Ruth Roth geb. Tolzien ihr 80. Lebensjahr. Im Kreise ihrer Familien konnte sie den Tag festlich begehen. Zusammen mit ihrem Mann war sie bei fast allen Treffen in Marburg anzutreffen.

Ferner konnten am 13. 3. 84 unsere Caroliner Gerhard Reinke und Carl Zander die Vollendung ihres 60. Lebensjahres begehen.

Wie wir der Tageszeitung „Die Welt“ entnahmen, konnte unser Caroliner Karl-Heinz Narjes auf 60 Jahre seines Lebens zurückblicken. Nach erfolgtem Schulbesuch trat er als 17-jähriger in die Kriegsmarine ein, wurde U-Boot-Offizier und war zuletzt Leutnant zur See. Nach Ende des Krieges begann er das Jurastudium, teilweise noch in der Kriegsgefangenschaft in England und Kanada und schließlich in Hamburg und schloß es mit Staatsexamen und Promotion ab. Seine berufliche Tätigkeit begann er bei einer Finanzbehörde in Bremen und wechselte 2 Jahre später ins Auswärtige Amt, von wo ihn Professor Walter Hallstein nach Brüssel zur EG holte. Zwischendurch wechselte er in die Politik, wurde Wirtschaftsminister in der Regierung von Schleswig-Holstein und kam 1973 als Abgeordneter der CDU in den Bundestag. 1981 kehrte er wieder nach Brüssel zurück, wo er noch heute arbeitet.

Am 13. 4. 1984 wurde Frau Elisabeth Lehmbecker 75 Jahre. Sie ist die Witwe des früheren Schriftleiters unserer Zeitschrift, Herrn Dr. phil. Walter Lehmbecker, der am 5. 1. 1980 verschied. Abgesehen von altersbedingten Behinderungen erfreut sich Fr. Lehmbecker zufriedenstellender Frische.

Ebenfalls am 13. 4. 1984 konnte Ursula Krüger geb. Stephans ihr 65. Lebensjahr vollenden. Sie war die Frau unseres unvergeßlichen und treuen Caroliners Otting Krüger, der auch immer auf unseren Treffen mit seiner Frau anwesend war.

Franz Hintz vollendete am 24. 4. 1984 sein 80. Lebensjahr. Nach erfolgtem Schulbesuch in Wesenberg und am Realgymnasium legte er mit dem letzten Jahrgang 1924 im alten Realschulgebäude in der Tiergartenstraße die Abiturientenprüfung ab. Anschließend erfolgte auf dem Seminar in Mirow die Ausbildung zum Volksschullehrer. 1926 wurde H. in den Staatsdienst übernommen und war bis

1933 in Mirow, Woldegk und Klockow tätig. 1933 bestand er die Mittelschullehrerprüfung und wurde alsdann wieder in Woldegk beschäftigt, um dann als Mittelschulrektor 1934–45 in Wittenburg tätig zu sein. Nach dem Zusammenbruch war er bis zu seiner Pensionierung Mittelschulrektor in Goslar, wo er im Ruhestand lebt.

Am 27. Mai 1984 beging Dr. Fritz Hagemann in Erlangen seinen 85. Geburtstag. In Neustrelitz geboren, wo sein Vater an der Post tätig war, war er in Lüneburg als Studienrat tätig. Er hat sich durch zahlreiche Beiträge zu unserer Zeitschrift ausgezeichnet.

70 Jahre alt wurde am 14. Juni unsere Lyzeistin Elisabeth Braun geb. Freudenreich. Ihr Mann, unser Caroliner Karl Braun, ist aus dem Krieg nicht zurückgekehrt. Sie lebt mit ihren Kindern in Hamburg.

Unser Caroliner Otto Putzierer vollendete am 26. 6. 1984 sein 87. Lebensjahr. Altersbedingt erfreut er sich noch zufriedenstellender Beweglichkeit. Er ist bei uns immer noch als Kassenprüfer tätig.

Goldene Hochzeiten

Das Fest der goldenen Hochzeit feierten am 6. Januar 1984 in Weinheim Dr. med. Wilhelm Struck und Renate geb. Haberland, die unser Lyzeum besuchte. Im Kreise ihrer 5 Kinder, 10 Enkelkinder sowie der Geschwister konnten sie diesen Tag festlich begehen.

Unser Caroliner Rudolf Knöfel und seine Frau Hildegard geb. Schulz begingen am 23. März 1984 den Tag der goldenen Hochzeit mit ihren Kindern und Enkelkindern. Am 24. 3. wurde der Tag in Ratzeburg noch mit zahlreichen dort lebenden Neustrelitzern gefeiert.

Am 6. April begingen unser Caroliner Dr. med. Johannes Berg und seine Frau Kläre geb. Wendt die 50. Wiederkehr ihres Hochzeitstages. Wie wir hörten, feierte das Ehepaar diesen Tag fernab in Spanien.

Unser langjähriges Vorstandsmitglied Werner Praefcke und seine Frau Irmgard geb. Diederichs, konnten am 10. April 1984 im Kreise Ihrer Kinder, Enkelkinder und Anverwandten ihr goldenes Ehejubiläum feiern.

*Allen Jubilaren gratulieren wir auch an dieser Stelle
herzlich und wünschen allzeit gute Gesundheit.*

Auszeichnung

Der Frankfurter Allgemeinen Zeitung entnehmen wir, daß im Hause des Sports der hess. Ministerpräsident 4 Sportführern, darunter unserem Caroliner, Karlheinz Gieseler, im Auftrage des Bundespräsidenten das Verdienstkreuz Erster Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland überreicht hat. Mit Karlheinz Gieseler ist die graue Eminenz des deutschen Sports ausgezeichnet worden. Der Generalsekretär des Deutschen Sportbundes leitet die Zentrale der größten Personenvereinigung in der Bundesrepublik Deutschland mit ihren 81 Mitgliedsorganisationen, über 60 000 Vereinen und fast 18 Millionen Mitgliedern. G. gehört seit 20 Jahren zu den Führungspersönlichkeiten des Sports.

Wir gratulieren herzlich.

Promotion

Wie wir aus der Zeitschrift „Mecklenburg“ der Landsmannschaft Mecklenburg erfahren, hat die Ärztin, Frau Annegret Sonderkamp geb. Heitmann, Tochter unseres langjährigen Vorsitzenden, Peter Heitmann, am 16. Dezember 1983 vor der Medizinischen Hochschule in Lübeck zum Dr. med. mit Prädikat promoviert

Wir gratulieren herzlich.

Nachrufe

Wie wir verspätet erfuhren, verstarb nach schwerer Krankheit am 10. 9. 1983 unsere Carolinerin Sigrid Sellerbeck geb. von Engel in München. Viele werden sie noch als immer fröhlichen und vergnügten Menschen in Erinnerung haben. Sie lebte zuletzt in Krailling bei München.

Auch hier erfuhren wir verspätet, daß unsere Lyzeistin Elisabeth Funck geb. Niekrentz mit ihren Kindern den Tod ihres Mannes und Vaters beklagt, der am 29. 9. 1983 verstorben ist.

Nach langem Leiden verstarb fernab seiner Heimat in Argentinien unser Caroliner Jasper von Arenstorff am 30. 11. 1983.

Am 8. Dezember 1983 schloß nach langem, schwerem Leiden unser lieber und unvergeßlicher Caroliner Ehrenfried Bahlcke, genannt Schnurz, für immer die Augen. Wir bringen hier an dieser Stelle den Nachruf, den unser Caroliner Hermann Kurtztisch an seinem Grabe gehalten hat und der Schnurz's Leben wahrhaft charakterisierte. Zahlreiche Neustrelitzer und viele Freunde gaben ihm das letzte Geleit.

Einem grausamen Mord fiel unsere Lyzeistin Angela Kühl verw. Tepelmann geb. Magnus am 31. März 1984 zum Opfer. Sie befand sich im D-Zug von Hannover, wo sie lebte, nach Hof in Bayern, wohin sie zu ihrem Sohn reisen wollte, als ein fremder Mann ihr Abteil betrat und sie überfiel. Sie war die jüngere Tochter unseres Apothekers Dr. Gustav Magnus, dem die Löwen-Apotheke am Markt zu Neustrelitz gehörte. Angela Magnus gehörte der Vereinigung Neustrelitzer Musikfreunde als Violinistin an und hat uns aus ihrer Erinnerung über das Wirken dieser Vereinigung berichtet, was wir auf Seite VI wiedergeben.

Im Alter von 78 Jahren ist Martin Brest nach kurzer, schwerer Krankheit verstorben. Mehr als 20 Jahre lang hat er durch die „Neubrandenburg – Friedländer Rundbriefe“, sowie durch seine umfangreiche Korrespondenz mit den Mitgliedern wesentlich zur erfolgreichen Arbeit der Altschüler-schaften beider Städte beigetragen, mit dem reichhaltigen Inhalt der Rundbriefe aber auch eine in ihrer Art einmalige Chronik des Alltags dieser beiden mecklenburgischen Städte seit der Jahrhundertwende geschaffen, für die ihm auch spätere Generationen Dank wissen werden. Eine umfangreiche Sammlung von Photographien aus Stadt und Land, von den Menschen und ihrem täglichen Leben wird nach seinem Willen in die Stiftung Mecklenburg überführt.

Die Altschüler-schaften von Neubrandenburg und Friedland nehmen tiefbewegt und dankbar Abschied von einem Mann, der sich mit allen Kräften dem Wirken für diese Gemeinschaft und seine nie vergessene Heimat gewidmet hat.

In Memoriam

EHRENFRIED BAHLCKE

* 5. 8. 1900 † 8. 12. 1983

Mien leiwer Landsmann, mien steter Lebenswegbegleiter, mien so goder Fründ EHRENFRIED BAHLCKE!

Üm Di rüm steiht DIEN groter Kreis MECKELNBORGER Frün'n un Landslüd in deipster Wehdag mit DIEN Kinner un Verwandtschaft ob DIENEN Heimgang, den'n högere Macht bestimmt hett. Wi neigen uns dorför in Ihrfurcht un möten nu ahn DI utkamen!

In disse swore Afschiedsstun'n segg'n wi DI dat EIN: SCHNURZ, Allmann mücht DI lieden. Rinwöttelt Slag wierst DU! N' Kläukling vuller Pli, Rükers un Grappen. Wat wier dat een Hoegen un Hucheln, wenn wi bi Natt un Drög tauhopwiern! Son'n echten Typ, as un's Fritzing REUTER sien Landslüd beschrewen hett.

Dorümhalber, uns alltohop liggt upstun'ns up de Seel, DI för all DIEN Binnensiet, DIEN Dohn un Gäuden üm uns, uns'n hartlichsten Dank to apenbor'n.

Leiwer SCHNURZ, lat mi oewer DI sinnbildlich in de so schönen heimatlichen Farben bekennen: BLAG is de TRU! Tru büst DU bet toletzt blewen. Wot äb'n güng, stünnst DU jedermann bi; hülpst ut, wenn Not an'n Mann wier. Up DI künn man sick verlat'n!

GÄL glik GÜLDEN! Sünnenschien wiern de Stun'n mit DI; nich blot in de goden Dag. Nee, ierst recht, wenn de Not an'n gröttsten wier!

ROT is de LEIW! DIEN Hart güll' un'ns MECKELNBORG! DIEN Heimat wier wohrhaftig in DI!
Nigenbramborg un Niestrelitz; ok allens, wat dorümmer leeg! Uns' einmalige Heimat mit ehr Seen,
Fluren un Wälder!

Du bliwst bi uns in ihrenwerter un dankborer Erinnerung! Un'ns MECKELNBORG lat'n wi nich in
Stich! Wi segg'n nu Adschüß! Slap saching, leiw Fründ EHRENFRIED BAHLCCKE, un dröhm god in
de heimatliche Ird!

DOM-Friedhof, den 15. 12. 1983

Hermann Kurtztisch

Am 12. 12.1983 verstarb in Düsseldorf Frau Selma Grapow geb. Loesche im hohen Alter
von 93 Jahren und wird betrauert von ihren Kindern, Ursula Fehmer, Jutta Eicke und Hans-Henning
Grapow, die alle das Carolinum und Lyzeum besucht haben. Frau Grapow war die Gattin des
Forstmeisters Otto Grapow, der lange Jahre seinen Dienstszitz im Wildhof am Tiergarten zu Neustrelitz
hatte und vor einer Reihe von Jahren verstarb.

Unser Caroliner, Pastor i. R. Richard Peters, verschied am 5. Januar 1984 im Alter von 88
Jahren. Es trauern um ihn seine Gattin Hildegard geb. Drewes und 4 Kinder mit Schwiegerkindern und
11 Enkelkindern, Herr Pastor Peters amtierte in versch. Meckl. Gemeinden und zuletzt in St. Peter-
Ording. Nach seiner Emeritierung lebte er in Ratzeburg.

Am Sonntag, dem 25. März 1984, 4 Tage nach Vollendung ihres 55. Lebensjahres, verstarb
unerwartet unsere Lyzeistin, Luise Henriette von Arnswaldt. Sie erlitt auf einer Autofahrt
einen Herzschlag und wurde Stunden später neben der Landstraße in der Nähe von Lensahn
aufgefunden. Ihr Vater war der Caroliner und Forstmeister Hans Christoph von Arnswaldt, der lange
Jahre in der Oberförsterei Glambeck gewirkt hat.

Erinnerung an die Sexta 1907/08

Einige wenige, die noch leben, werden sich sicher noch dieses Schuljahres erinnern. Unseres
Wissens leben nur noch Otto Putzierer und Karl Leopold Zöllner.

Sexta (50).
Ostern 1907/08

- | | |
|--|--|
| 1. Assmann, Franz, aus Nstr. | 26. Lembke, Rudolf, aus Bauhof Stargard. |
| 2. Bohnstedt, Paul, aus Strelitz (Alt). | 27. Lewerentz, Fritz, aus Stargard. |
| 3. Boldt, Hans, aus Bredenfelde. | 28. Maass, Karl, aus Nstr. |
| 4. Braun, Erich, aus Braunau b. Nstr. | 29. Müller, Walter, aus Nstr. |
| 5. Bromont, Wilhelm, aus Nstr. | 30. Peters, Richard, aus Stargard. |
| 6. Burmeister, Alfred, aus Nstr. | 31. Praefcke, Karl Joachim, aus Nstr. |
| 7. Dechert, Paul, Gransee. | 32. Prütz, Walter, aus Nstr. |
| 8. Diesow, Willy, aus Nstr. | 33. Putzierer, Otto, aus Nstr. |
| 9. Förster, Emil aus Neu-Temmen (Kr. Templin). | 34. Reimann, Gerhard, aus Strelitz (Alt). |
| 10. Franke, Karl, aus Gransee. | 35. Rossow, Friedrich, aus Nstr. |
| 11. Frieseke, Rudolf, Nstr. | 36. Scheerer, Erich, aus Neu-Lögow b. Gransee. |
| 12. Gahr, Wilhelm, aus Nstr. | 37. Schmidt, Walter, aus Naubrandenburg. |
| 13. Giese, Heinrich aus Strelitz (Alt). | 38. Schneider, Max, aus Nstr. |
| 14. Guhl, Konrad, aus Nstr. | 39. Schraermeyer, Hermann, aus Meyenburg. |
| 15. Henseler, Wilhelm, aus Blankensee | 40. Schüder, Karl, aus Nstr. |
| 16. Horn, Helmut, aus Nstr. | 41. Stein, Alwin, aus Strelitz (Alt). |
| 17. Hoth, Werner, aus Nstr. | 42. Stein, Ferdinand, aus Strelitz (Alt). |
| 18. Hülsmeier, Franz, aus Strelitz (Alt). | 43. Stein, Friedo, aus Strelitz (Alt). |
| 19. Jedem, Kurt, aus Nstr. | 44. Steinführer, Wilhelm, aus Nstr. |
| 20. v. Karstedt, Raimar, aus Nstr. | 45. Thomas, Hans, aus Nstr. |
| 21. Knoll, Karl, aus Bannenbrück. | 46. Vathje, Fritz, aus Tornowhof b. Feldbg. |
| 22. Krasky, Richard, aus Nstr. | 47. Wagner, Benno, aus Nstr. |
| 23. Kreienbrink, Hans, aus Nstr. | 48. Wilke, Paul, aus Nstr. |
| 24. Kreienbrink, Fritz, aus Nstr. | 49. Wolf, Georg, aus Helpt. |
| 25. Kurtztisch, Richard, aus Nstr. | 50. Zöllner, Karl Leopold, aus Zartwitz. |

Neustrelitzer Musikleben

Vereinigung Neustrelitzer Musikfreunde im November 1924



Man erkennt von links nach rechts:

1. ? 2. Ruth Roth geb. Tolzien, 3. O. Fröhmkke, 4. Gerhard Distelmeyer, 5. ? 6. vorne: Max Becher, dahinter, Herr Mangelsdorf, 7. Elly Seelig, 8. Herr Evers, 9. Herr Behm, 10. Herr Schulz, 11. Herr Wegner, 12. Angela Kühl geb. Magnus, 13. ?

Vielleicht kann jemand von den älteren noch helfen, die Namen zu ergänzen.

Frau Angela Kühl (†) schrieb hierzu aus ihren Erinnerungen:

Wenn man das Bild vom Musikzirkel betrachtet, denkt man unwillkürlich: wer lebt davon noch? 60 Jahre ist es her! Unser Dirigent war Herr Becher, zugleich spielte er Cello. Zu wohltätigen Zwecken gaben wir in Neustrelitz viele Konzerte. Bei besonderen Feiern umrahmten wir die Festreden mit Musik, wie z. B. bei der Beethoven-Feier (100. Todestag 1927 von Beethoven) im großen Saal des Schlosses.

Manchmal spielten wir auch außerhalb von Neustrelitz auf dem Lande, wie z. B. mal in Schillersdorf zu Gunsten einer neuen Kirchenglocke. Nach dem Konzert baten die Dorfmusiker zum Tanz. Bei der Tombola gewann Gerhard Distelmeyer einen großen Wecker. Mit einer Dorfschönen führte er die Polonaise an, unter dem Arm den Wecker, der hin und wieder laut und deutlich klingelte, das gab dann immer wieder ein großes Hallo. Alle Mitwirkenden hatten viel Freude am Zusammenspiel. Ich war 5 Jahre dabei und nahm ein wenig traurig Abschied, als mich der Lebensweg nach Hannover führte.

Berichtigungen

Leider ist uns in den „Vermischten Nachrichten“ in Heft 90, Seite VII, unter Wichtige Mitteilung des Vorstands ein Fehler unterlaufen:

Die Postgiro-Nr. von Günther Jonas muß lauten:

Nr. 4667 18–301, Postgiro Amt Hannover.

In Heft 90 des „Carolinum“ ist uns ein weiterer Irrtum unterlaufen. Die „Schilderung über die Jagd und den Forstdienst im Kreis Neustrelitz“ stammt nicht, wie angegeben, von unserem Freund und Landsmann Max Krickow, sondern von dem im Jahre 1982 verstorbenen Paul Kupferschmidt.

Sonderbriefmarke Fritz Reuter

Am 22. März 1984 empfing der Bundesminister für das Post- und Fernmeldewesen, Herr Dr. Christian Schwarz-Schilling, den Bundesminister für Bundesangelegenheiten des Landes Schleswig-Holstein, Dr. Henning Schwarz, den Vorsitzenden der Landsmannschaft Mecklenburg, Professor Emil Schlee, den Präsidenten der Fritz-Reuter-Gesellschaft e. V. und deren Geschäftsführer, Helmut de Voss und Eckhard Albrecht.

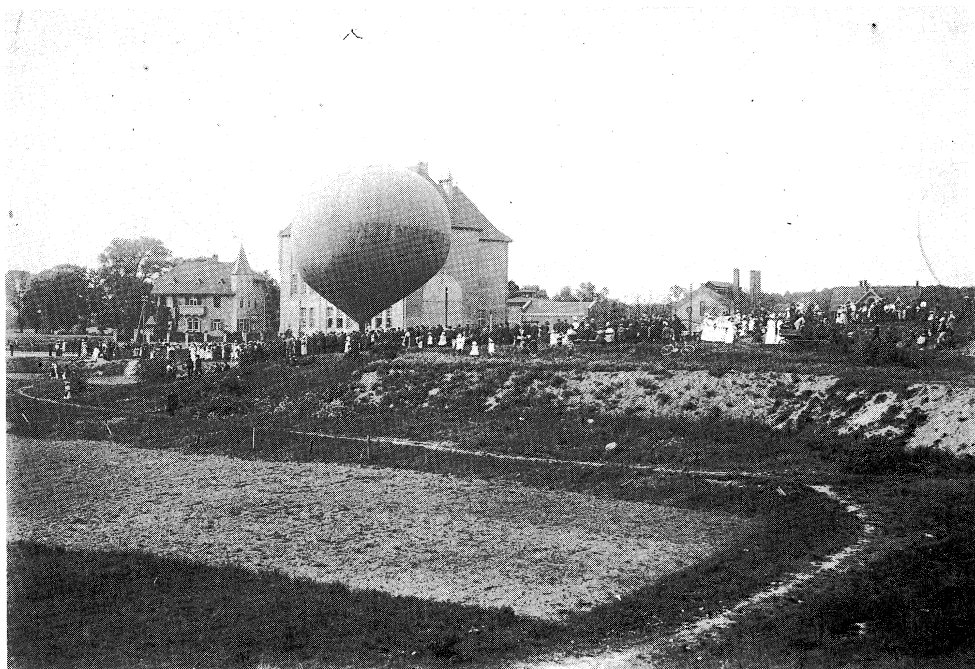
Bei diesem Empfang wurde den Anwesenden offiziell eröffnet, daß zum 175. Geburtstag von Fritz Reuter (7. 11. 1885) eine Sondermarke zu Ehren des Dichters erscheinen wird. Es handelt sich um eine Marke zur Frankierung des Standardbriefes, die in vielen Millionen Exemplaren verbreitet wird und den großen niederdeutschen Dichter auf würdige Weise in Erinnerung bringt.

Luftballon in Neustrelitz

Hierzu schreibt unser Caroliner Werner Praefcke:

Ich erinnere mich oder glaube mich zu erinnern, daß es zweimal Ballonaufstiege in Neustrelitz gegeben hat. Der erste Aufstieg erfolgte vom Hof der Gasanstalt. Ob dieser sehr erfolgreich war kann ich nicht sagen; denn in meiner Erinnerung stieg er hoch, um gleich, nachdem er über die Bäume des Franzosensteigs kam, über dem Glambecker See an Höhe zu verlieren und unseren Blicken entwand. Eingestippt ist er offenbar nicht; denn das hätte sich wohl meiner Erinnerung eingeprägt. Dieser Ballonaufstieg ist wohl vor 1910 erfolgt, bevor das Lyzeum stand.

Der zweite Ballonaufstieg war später. Das Lyzeum stand. Er muß also nach 1910 gewesen sein. Wie man auf dem Bild sieht, muß eine besondere Gasleitung gelegt sein, in die wohl älteste Sandkuhle. Diese gehörte zu unserem Spielfeld, das sich vom Hof hinter dem Wolterschen Hause in der Augustastr. bis hin zum Wasserwerk erstreckte. Ob hier nur ein oder zwei Luftballons gefüllt wurden, ist mir nicht bekannt. Ebenfalls erinnere ich mich nicht der Namen der Ballonführer wie des Schicksals aller Ballons.



Ballonaufstieg am Lyzeum 1932

Im Zusammenhang mit dem Lutherjahr 1983 schickt uns unser Caroliner Kurt Frese nachstehenden Beitrag.

Zum Lutherjahr

Anläßlich der 400-Jahr-Feier des Beginns der Reformation wurde nachfolgendes Gedicht vom Einsender bei der Schulfeyer in der Aula des Carolinum aufgesagt. Der Verfasser des Gedichts ist Landesbischof D. Tolzien gewesen.

* „Klein Hänschen kam aus der Schule getraht,
Du, Mutter, wir haben von Luther gehabt:
Das ist eine böse Geschichte gewesen:
So etwas Komisches war es mit 95 Thesen!
Auch hat er die Kirchentür vollgenagelt,
Da ist es ihm aber in die Bude gehagelt!
Denn als sein Papa in Rom es vernommen,
Ließ er gleich einen bannigen Bullen kommen.
Der sollt' ihm mit seinen Hörnern, den großen,
Ganz mächtig in die Verbannung stoßen!
Da ist Luther, ohne sich zu verschnäufen,
In einem Gange nach Worms gelaufen.
Hier sprach er: Ich kann nicht mehr,
Der Bulle lief immer hinter (ihm) her.
Dann ist er in einen Wald gekommen,
Da ist er von Räufern gefangengenommen,
Und da sitzt er auf der Wartburg zum Lohn,
Nun 400 Jahre schon!“

*) Der wörtlich genaue Text ist nicht bekannt.

Hinweis

Es kann bereits jetzt darauf hingewiesen werden, daß unser nächstes Treffen in Marburg vom 6.–8. September 1985 durchgeführt wird. Das Programm wird in Heft 93 bekanntgegeben. Bei Zimmerbestellungen ist darauf zu achten, daß deutlich auf „Carolinertreffen“ Bezug genommen wird. Das Hotel Berggarten ist für uns für 2 Nächte reserviert.